

1990

Horizonte / Momentaufnahmen, Skurriles und ganz Alltägliches	5
Dietrich Behrends Mit 50 Talern fing es an / Stadtparkasse Oberhausen – 125 Jahre im Dienste der Bürger und der heimischen Wirtschaft	36
Thomas Finkemeier Die neue Welle / Spiel- und Erlebnisstätte Ebertbad	48
Michael Hermes Heusers Talentschmiede / In Alstaden blüht der Kanusport	54
Astrid Knümann Flic Flac / Junger Zirkus startet in Oberhausen	57
Dietrich Behrends Poesie und Propaganda / Feldpostpäckchen an 14 000 Oberhausener Soldaten enthielten 1940 ersten Heimatkalender	61
Rainer Suhr Helga Dampf in allen Gassen / Das Multitalent von der Holtener Siegesstraße	70
Hans-Walter Scheffler Aus der Traum / Das neunte Weltwunder findet nicht statt	73
Klaus Müller Willkommen an Bord / Schnellboot S 51 „Häher“ – Patenboot der Stadt Oberhausen	79
Helmut Stoltenberg Dönekes live / Oberhausener Geschichte (n) aus erster Hand	82
Iris Hobler Canale Verde / Rhein-Herne-Kanal mausert sich zum Kernstück des Konzeptes „Grüne Mitte Oberhausen“	85
Klaus Müller „Akkord“ – Arbeit / Jugendmusikschule fördert die musikalische Basis wie auch Top-Talente	89

Peter Hoffmann Mahnmale, Schmuckstücke und Symbole / 400 Objekte stehen in Oberhausen unter Denkmalschutz	93
Michael Schmitz Oster-Wood / Medienpark Osterfeld hat einen Fuß in der Tür	98
Dr. Dierk Hans Hoefs Am eigenen Schopf... / Kreativität und Qualität – Schlüsselbegriffe der Zukunftsplanung	102
Karl Lange Einkaufscenter in der Tannenlichtung / Oberhausener Märkte haben jahrhundertealte Tradition	109
Astrid Knümann Die Csardas-Horror-Mozart-Show / Kleinstes Ensemble in NRW pflegt exquisites Musiktheater	120
Lilly Kröger ... und den Menschen ein Wohlgefallen / Alle Jahre wieder laden Kirchenkrippen zur weihnachtlichen Andacht	124
Klaus Feldkeller Color Profis / Oberhausener Lackfabrik entwickelt Produkte der Zukunft	126

OBERHAUSEN '90



Ein Jahrbuch

TITELBILD:

Panoramablick von der Knappenbalde

HERAUSGEBER:

*Plitt Verlag Oberhausen
in Zusammenarbeit mit der Stadt Oberhausen
und mit freundlicher Unterstützung
der Stadtparkasse
© Alle Rechte vorbehalten
Nachdruck auch auszugsweise nur mit
Genehmigung des Verlages*

KONZEPTION UND REDAKTION:

Friedhelm Fox, Ha-Jo Plitt

GESTALTUNG:

Claus Schneider

FOTOS:

*Archiv WAZ · Conti-Lack · Ruth Gläser
Frank Goeldner · Gido Grümmer · Jacob Kapeller
Lilly Kröger · Foto Muthmann · Richard Oertel
Mechtbild Real · Foto Selhof · Udo Sonntag
Stadtarchiv Duisburg · Stadtarchiv Oberhausen
Thomas Thöne · Klaus Werner
Privatarchive*

HERSTELLUNG:

*Reproduktionen, Satz und Druck
Graphischer Betrieb Karl Plitt, Oberhausen
Feldstraße 21, Telefon 65 15 09*

November 1989

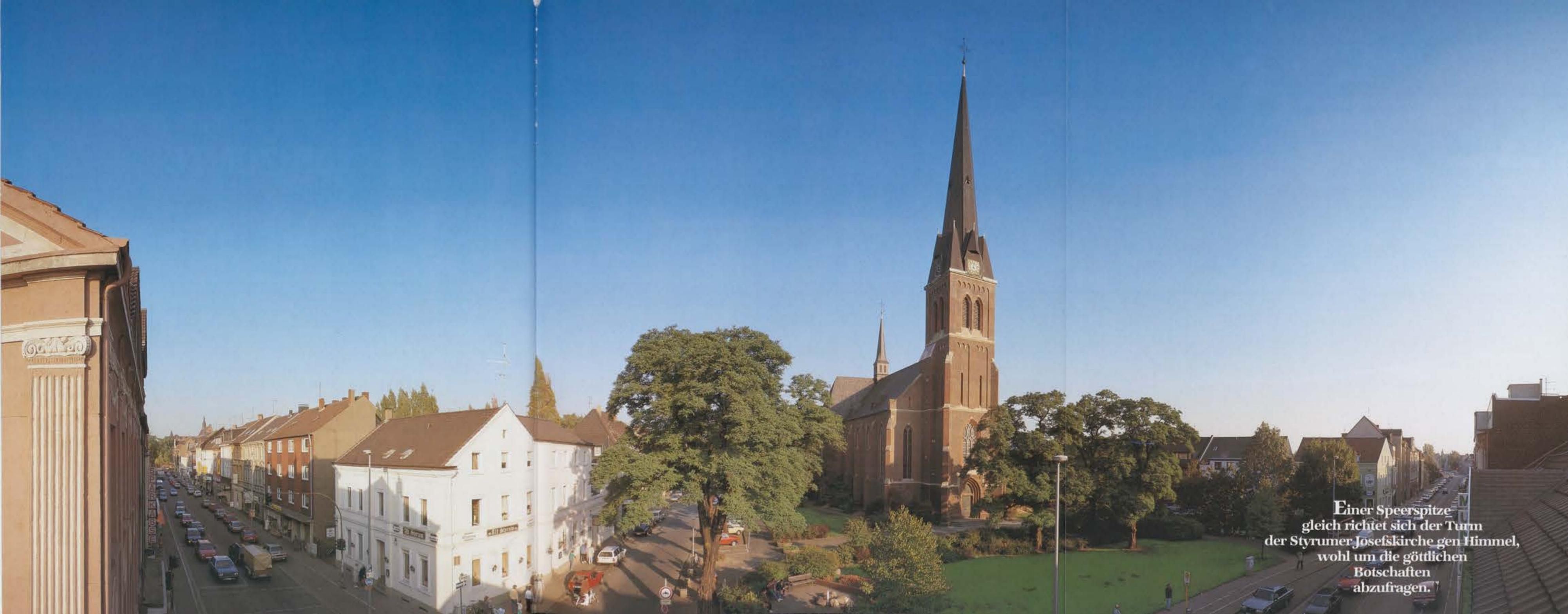


VERLAG
OBERHAUSEN

HORIZONTE

Nein, das sind schon längst keine dunklen Wolken mehr, die sich über unserer Stadt zu einem Gewitter zusammenbrauen könnten. Mehr als nur ein Silberstreif am Horizont symbolisiert den Aufbruch. „Horizonte“ heißt der Jahrbuch-Auftakt für 1990, ein vielschichtiges Bild für die neuen Blickwinkel, die sich dem schrägen „O“ in der Zeit

des Strukturwandels eröffnen. Dem Titelbild mit seinem nachgerade zärtlichen Gruß von der Knappenhalde nachspürend hat die Panorama-Kamera auf den folgenden Seiten wieder verblüffende Ansichten unserer Stadt entdeckt, Momentaufnahmen, „O“-typische Motive, Skurriles und ganz Alltägliches. Gute Reise.



Einer Speerspitze
gleich richtet sich der Turm
der Styrumer Josefskirche gen Himmel,
wohl um die göttlichen
Botschaften
abzufragen.



Vom Dach des
Berufsförderungswerkes aus bietet
sich Alt-Oberhausen dem Auge
als eine runde Sache.



Grüne Lunge
und Museen-Mekka am City-Rand:
Das Rathaus- und das Marienviertel
als Juwelen eines beinahe
natürlich gewachsenen
Wohnumfeldes.



Ein kühner Sprung
zu den Oberhausener Nordlichtern,
ja, Schmachtendorf hat sich zu einem
farbenprächtigen und lebendigen
„Nebenzentrum“ gemausert.



**Wir sind
nicht Manhattan
und auch nicht Frankfurt,
die Skyline der City West beweist
trotz einiger Dissonanzen
ein dosiert komponiertes
Fassadenensemble.**



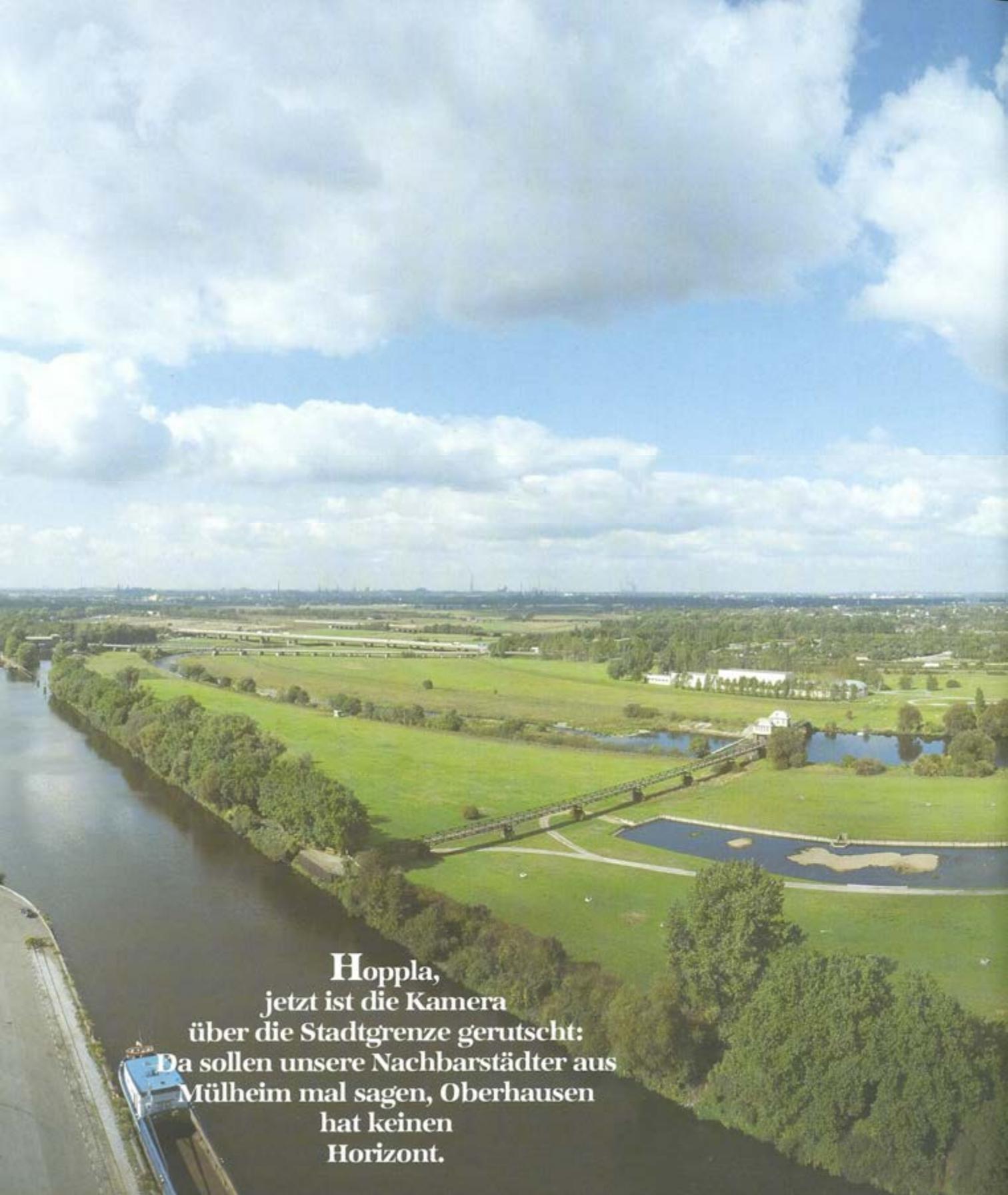
Längst
kein Stiefkind mehr
des großen Oberhausen:
Ein Geheimtipp für Konsumenten
ist die Osterfelder City
mit prächtigen
Perspektiven.



Und gleich
in der Nachbarschaft
dokumentiert auch die Sterkrader
Innenstadt den Wandel zu einem
sympathischen Handels- und
Dienstleistungszentrum.



Ein imposantes
Herbstgemälde zeichnet
die Panorama-Kamera vom Oberhausener
Zentrum gleichsam als Mosaik mit
den Bausteinen Handel,
Freizeit und Kultur.

An aerial photograph of a wide river flowing through a lush green landscape. In the foreground, a blue boat is visible on the river. A long dam or bridge structure crosses the river in the middle ground. The background shows a flat expanse of land with some buildings and a distant horizon under a blue sky with scattered white clouds.

**Hoppla,
jetzt ist die Kamera
über die Stadtgrenze gerutscht:
Da sollen unsere Nachbarstädter aus
Mülheim mal sagen, Oberhausen
hat keinen
Horizont.**



MIT 50 TALERN FING ES AN

*Stadtsparkasse Oberhausen –
125 Jahre im Dienste der Bürger
und der heimischen Wirtschaft*

DIETRICH BEHREND

Spielerisch umfließt das Wasser die sieben dunklen, unterschiedlich hohen Granitsäulen und plätschert in das Brunnenbecken. Das muntere Wasserspiel spiegelt sich in der einladend wirkenden, über zwei Geschosse reichenden Glaswand im unteren Teil der repräsentativen Fassade des siebengeschossigen Sparkassengebäudes an der Wörthstraße. Hinter der Glaswand herrscht in der im Erdgeschoß 71 Meter langen und 24 Meter breiten Kassenhalle der Sparkassenhauptstelle ein reges Kommen und Gehen. Der Betrieb spielt sich in einem gefälligen Rahmen ab, die Atmosphäre läßt an eine große Hotelhalle denken. Die Besucher schreiten über geräuschkämpfenden Teppichboden und reihen sich vor den elf Kassen auf, den Hinweis „Bitte einzeln an den Kassen vorsprechen – Diskretionslinie beachten“ vor Augen. Hinter dem Sicherheitsglas tippen die Kassendamen

mit flinken Fingern auf den Computertasten.

Rote Schilder mit weißer Schrift weisen den Weg zu den weiteren Abteilungen in der Halle: Privatkonten, Geschäftskosten, Kundensafes, Darlehenskonten, Auslandszahlungen und Wertpapierberatung. Wer nicht weiß, wohin er sich wenden soll, kann sich am Auskunftsschalter Rat holen. Gemütliche Sitzgruppen laden zum Verweilen ein, eine Möglichkeit, von der besonders ältere Sparkassenbesucher gern Gebrauch machen: Hier sind sie unter Menschen. Besucher der Kreditabteilung im ersten Obergeschoß blicken von der Galerie aus auf das lebhaftes Treiben unten in der Halle.

Außer an der Wörth- bzw. Marktstraße bietet die Sparkasse deren Geschäftsvolumen das aller übrigen Oberhausener Geldinstitute zusammengenommen übertrifft, ihre Dienste an 25 Stellen

an; das Zweigstellennetz erstreckt sich über das ganze Stadtgebiet. Dieses Großunternehmen mit über 800 Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern (unter ihnen 79 Auszubildende) und einer Bilanzsumme von 2,6 Mrd. DM feiert 1990 sein 125jähriges Bestehen.

Die Anfänge der Jubilarien waren überaus bescheiden. Es ist ihr nicht anders ergangen als ihrem Gewährträger, der nur drei Jahre älteren Kommune Oberhausen, mit deren Geschichte die Entwicklung der Sparkasse untrennbar verknüpft ist. Oberhausens erster Bürgermeister Friedrich Schwartz trat nach seinen eigenen Worten 1862 „die Verwaltung der 5590 Seelen zählenden Gemeinde unter sehr primitiven Verhältnissen an“, er entbehrte am Anfang „auch einer Registratur, einer Bibliothek und hatte zunächst Tintenfaß und Feder auf meinen Tisch zu schaffen“. Die erste Oberhausener Sparkassengeschäftsstelle befand sich in der Wohnstube des Hauses Konkordiastraße (damals mit „K“ geschrieben) 30, die wöchentliche Kassenstunde war freitags von 3 bis 4 Uhr. Christian Kleindorf, der erste Sparkassenmann, versah seinen Dienst ehrenamtlich für ganze 25 Taler im ersten Geschäftsjahr 1865.

Wie sah es damals in der Bürgermeisterei Oberhausen aus? Bürgermeister Schwartz hatte die schwierige Aufgabe zu bewältigen, die in einem von Schienensträngen durchzogenen Teil der Lipperheide planlos entstandene Ansammlung von 700 Häusern und Betriebsgebäuden zu einem kommunalen Gebilde zu formen.

Die Konturen der wachsenden Industriestadt zeichneten sich ab, als Schwartz die Gründung einer Sparkasse betrieb. Zunächst war ein Statut zu formulieren. Auf der Su-



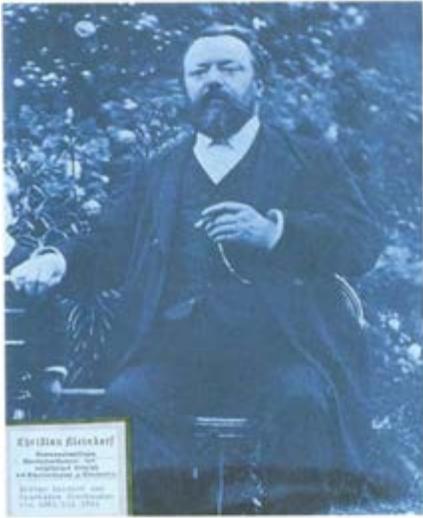
Sitz eines Großunternehmens mit über 800 Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern, einer Bilanzsumme von 2,6 Mrd. DM und mit 25 Zweigstellen: der siebengeschossige Sparkassenneubau an der Wörthstraße mit Brunnen auf dem Vorplatz. Das Gebäude – ein architektonischer Blickfang in der Oberhausener City – wurde 1977/78 in 21 Monaten mit einem Kostenaufwand von 41 Millionen DM erbaut.

che nach einem Muster wurde der Bürgermeister in der Nachbarschaft fündig: Er nahm sich die auf Oberhausener Verhältnisse passende Satzung der Ruhrorter Sparkasse zum Vorbild. Das Genehmigungsverfahren ging glatt über die Bühne. Der Statutsentwurf passierte am 23. März 1865 den Gemeinderat, und mit der Genehmigung stellte der Oberpräsident bereits zwei Monate später die Geburtsurkunde aus. Die organisatorischen Vorbereitungen nahmen einige Zeit in Anspruch. Am 6. Oktober war es dann soweit. An diesem Tag – die

Bürgermeisterei zählte inzwischen 7210 Einwohner – lasen die Oberhausener folgende Bekanntmachung des Verwaltungsrates der Sparkasse in der Zeitung: „Die Verwaltung der auf Grund des von dem Herren Ober-Präsidenten genehmigten Statuts unter Garantie der Gemeinde errichteten Sparkasse ist mit dem heutigen Tag eröffnet und die Rendantur dem Communal-Empfänger übertragen worden. Private und Vereine können daher von heute an ihre Ersparnisse und Bestände bei derselben rentbar anlegen. Jeder Betrag von 10 Silbergroschen bis 200 Thaler wird angenommen und verzinst. Die Gesamteinlagen einer und derselben Person dürfen die Summe von 200 Thalern nicht übersteigen, es sei denn, daß die Erhöhung durch Zuschreiben der Zinsen herbeigeführt wird.“

Der in der Bekanntmachung erwähnte „Communal-Empfänger“ – so nannte sich damals der Leiter der

Gemeindekasse, der die Steuern und Abgaben empfing – war der schon genannte Christian Kleindorf. Dieser hatte es im jungen Oberhausen der stürmischen Gründer- und Aufbaujahre als Geschäftsmann zu Wohlstand und Ansehen gebracht. Weil es ihm finanziell so gut ging, „daß er bezüglich seiner Existenz nicht lediglich auf die Einnahmen an Hebegebühren angewiesen war und er sich auch bereit erklärte, die erforderliche Kautions zu stellen“ (Sitzungsprotokoll des Gemeinderats), hatte Bürgermeister Schwartz ihm im August 1863 die Gemeindekasse anvertraut. Diese Tätigkeit lastete Kleindorf nicht aus, weshalb er zwei Jahre später als Rendant auch die Verwaltung der soeben aus der Taufe gehobenen Sparkasse übernahm. Auch für diesen Posten mußte er eine Kautions hinterlegen: 200 Taler in preussischen Staatspapieren. So streng waren damals die Bräuche.



Bediente die Kunden im Wohnzimmer: erster Rendant Chr. Kleindorf.



Archivleiter Herbert Gieß mit dem ersten Hauptbuch der Kasse.

Das Kassengeschäft ließ sich besser an als erwartet. Nach Ablauf eines Jahres schloß deshalb der Verwaltungsrat der Sparkasse mit Kleindorf einen neuen Vertrag, der eine höhere Entschädigung, aber auch eine Erhöhung der Kautionsvorsah. Ab 1873 bis zu Kleindorfs Pensionierung am 1. Juli 1880 befand sich das Kassenlokal im Haus Wilhelmstraße 81 (heute Ebertstraße, jetzt steht hier das Theater), wohin der erste Kassenleiter umgezogen war.

400 Seiten dickes Hauptbuch

Nach Paragraph 21 des Sparkassenstatuts hatte der Rendant ein Hauptbuch zu führen, „worin jeder Sparer sein Konto erhält“. Das erste, ca. 400 Seiten dicke Hauptbuch zählt zu den wertvollsten Erinnerungsstücken, die Archivleiter Herbert Gieß in dem kleinen Sparkassenmuseum in der Zweigstelle Osterfeld hütet. Jedem Kunden wurden zwei Seiten eingeräumt, die eine für die Ein-, die andere für die Auszahlungen. Die erste Eintragung nahm Kleindorf am Eröff-

nungstag der Sparkasse mit spitzer Feder und brauner Tinte in gestochener Schrift vor: Ein Stephan Austermann „zu Oberhausen“ zahlte 50 Taler ein. Der erste, an diesem Tag auch einzige Kunde erhielt die Buchungsnummer 1. Als der sparfreudige Austermann am 17. Februar 1866 wieder bei Kleindorf erschien, um 25 Taler einzuzahlen, erfolgte die Eintragung ins Hauptbuch bereits unter der Buchungsnummer 68. Am Ende des ersten Sparkassenjahres konnte Rendant Kleindorf einen Bestand von 1235 Talern auf 27 Sparkonten registrieren.

Die ersten Sparkassen waren Versorgungskassen für die Besitzlosen, den dritten Stand. „Die Motive zur Gründung der ersten Kassen waren, ausgehend von humanitären und sozialpolitischen Gedankenströmungen, auf Hilfe und Fürsorge für die minderbemittelten Bevölkerungsschichten im Sinne einer vorbeugenden Armenpflege gerichtet“, heißt es in der zum 75jährigen Bestehen der Sparkasse ge-

		Zoll erhalten.		
No.	Tages	Wegerechnung	Mittel	
			Luft	Umlauf
1	17. Februar 1866	Stephan Austermann	50	50
68	17. Februar 1866	Stephan Austermann	25	25
27	17. Februar 1866	Stephan Austermann	25	25
28	17. Februar 1866	Stephan Austermann	25	25
29	17. Februar 1866	Stephan Austermann	25	25
30	17. Februar 1866	Stephan Austermann	25	25
31	17. Februar 1866	Stephan Austermann	25	25
32	17. Februar 1866	Stephan Austermann	25	25
33	17. Februar 1866	Stephan Austermann	25	25
34	17. Februar 1866	Stephan Austermann	25	25
35	17. Februar 1866	Stephan Austermann	25	25
36	17. Februar 1866	Stephan Austermann	25	25
37	17. Februar 1866	Stephan Austermann	25	25
38	17. Februar 1866	Stephan Austermann	25	25
39	17. Februar 1866	Stephan Austermann	25	25
40	17. Februar 1866	Stephan Austermann	25	25
41	17. Februar 1866	Stephan Austermann	25	25
42	17. Februar 1866	Stephan Austermann	25	25
43	17. Februar 1866	Stephan Austermann	25	25
44	17. Februar 1866	Stephan Austermann	25	25
45	17. Februar 1866	Stephan Austermann	25	25
46	17. Februar 1866	Stephan Austermann	25	25
47	17. Februar 1866	Stephan Austermann	25	25
48	17. Februar 1866	Stephan Austermann	25	25
49	17. Februar 1866	Stephan Austermann	25	25
50	17. Februar 1866	Stephan Austermann	25	25
51	17. Februar 1866	Stephan Austermann	25	25
52	17. Februar 1866	Stephan Austermann	25	25
53	17. Februar 1866	Stephan Austermann	25	25
54	17. Februar 1866	Stephan Austermann	25	25
55	17. Februar 1866	Stephan Austermann	25	25
56	17. Februar 1866	Stephan Austermann	25	25
57	17. Februar 1866	Stephan Austermann	25	25
58	17. Februar 1866	Stephan Austermann	25	25
59	17. Februar 1866	Stephan Austermann	25	25
60	17. Februar 1866	Stephan Austermann	25	25
61	17. Februar 1866	Stephan Austermann	25	25
62	17. Februar 1866	Stephan Austermann	25	25
63	17. Februar 1866	Stephan Austermann	25	25
64	17. Februar 1866	Stephan Austermann	25	25
65	17. Februar 1866	Stephan Austermann	25	25
66	17. Februar 1866	Stephan Austermann	25	25
67	17. Februar 1866	Stephan Austermann	25	25
68	17. Februar 1866	Stephan Austermann	25	25
69	17. Februar 1866	Stephan Austermann	25	25
70	17. Februar 1866	Stephan Austermann	25	25
71	17. Februar 1866	Stephan Austermann	25	25
72	17. Februar 1866	Stephan Austermann	25	25
73	17. Februar 1866	Stephan Austermann	25	25
74	17. Februar 1866	Stephan Austermann	25	25
75	17. Februar 1866	Stephan Austermann	25	25
76	17. Februar 1866	Stephan Austermann	25	25
77	17. Februar 1866	Stephan Austermann	25	25
78	17. Februar 1866	Stephan Austermann	25	25
79	17. Februar 1866	Stephan Austermann	25	25
80	17. Februar 1866	Stephan Austermann	25	25
81	17. Februar 1866	Stephan Austermann	25	25
82	17. Februar 1866	Stephan Austermann	25	25
83	17. Februar 1866	Stephan Austermann	25	25
84	17. Februar 1866	Stephan Austermann	25	25
85	17. Februar 1866	Stephan Austermann	25	25
86	17. Februar 1866	Stephan Austermann	25	25
87	17. Februar 1866	Stephan Austermann	25	25
88	17. Februar 1866	Stephan Austermann	25	25
89	17. Februar 1866	Stephan Austermann	25	25
90	17. Februar 1866	Stephan Austermann	25	25
91	17. Februar 1866	Stephan Austermann	25	25
92	17. Februar 1866	Stephan Austermann	25	25
93	17. Februar 1866	Stephan Austermann	25	25
94	17. Februar 1866	Stephan Austermann	25	25
95	17. Februar 1866	Stephan Austermann	25	25
96	17. Februar 1866	Stephan Austermann	25	25
97	17. Februar 1866	Stephan Austermann	25	25
98	17. Februar 1866	Stephan Austermann	25	25
99	17. Februar 1866	Stephan Austermann	25	25
100	17. Februar 1866	Stephan Austermann	25	25

Am Eröffnungstag zahlte der erste und einzige Kunde 50 Taler ein.

schriebenen Chronik. Die Sparkassenidee beinhaltete die Hilfe zur Selbsthilfe, forderte Selbsthilfe durch Sparen. Die ersten Sparkassen waren Spar-Kassen im wahren Sinn des Wortes.

Tagelöhner und Dienstboten

Die Oberhausener Sparkasse sprach zwar von Anfang an ausdrücklich alle Einwohner an, aber der soziale Aspekt wird im Statut von 1865 deutlich. Nach Paragraph 2 ist es Sinn und Zweck der Kasse,

„den Einwohnern, insbesondere aber den Handwerkern, Fabrikarbeitern, Tagelöhnern und Dienstboten sowie den Kranken- und Sterbeladen und allen sonstigen Corporationen und wohlthätigen Vereinen in der Gemeinde Oberhausen Gelegenheit zu geben, ihre Ersparnisse resp. ihre Bestände sicher und rentbar anzulegen.“

Die mit Blick auf den kleinen Sparer erfolgte Beschränkung der Einlagenhöhe auf 200 Taler erwies sich bald als nachteilig für die Entwicklung der Kasse. „Es gibt namentlich unter dem zahlreichen Beamten-Personal der Bahnen hierselbst viele Sparer, welche so lange zusparen und ihre Ersparnisse monatlich oder vierteljährlich bei der Sparkasse hinterlegen, bis sie mit der gesammelten Summe imstande sind, sich anzukaufen und ein Häuschen zu bauen. Beträgt deren Ersparnis mehr als 200 Taler, so müssen sie abgewiesen werden.“ So schildert Bürgermeister Schwartz 1867 in einem Schreiben an den Königlichen Landrat die Situation. Zugleich setzt sich Schwartz für eine Erhöhung der Zinsen von bisher 3,5 auf 4 v. H. ein, um die junge Sparkasse in die Lage zu versetzen, mit den „Privaten“ (Schwartz) zu konkurrieren. Mit Zustimmung des Oberpräsidenten wurde die Beschränkung der Einlagenhöhe fallengelassen und der Zinssatz erhöht, das Statut entsprechend geändert.

Auch in der Folgezeit waren Verwaltungs- und Gemeinderat darauf bedacht, das Sparkassenstatut neuen wirtschaftlichen Entwicklungen anzupassen. Das war auch dringend geboten, denn mit dem stürmischen Wachsen der Gemeinde stiegen die an die Sparkasse gestellten Aufgaben. Fabriken schossen aus dem Boden, neue

Schächte wurden abgeteuft, weitere Schienenstränge verlegt, für die aus allen Himmelsrichtungen herbeiströmenden Menschen mußte Wohnraum geschaffen werden. Eine rege Bautätigkeit setzte ein, Handel und Gewerbe blühten. Als Oberhausen 1874 Stadt wurde, hatte sich die Einwohnerzahl seit Gründung der Bürgermeisterei mehr als verdoppelt und betrug nun knapp 15 000.

Die Bauwut entfachte ein starkes Kreditbedürfnis, das in der Anlage der von der Sparkasse hereingenommenen Gelder – die Spareinlagen waren inzwischen auf fast 210 000 Talern gestiegen – deutlich wird. So hatte die Sparkasse Ende 1874 den größten Teil dieser Gelder als Darlehen ausgiehen, besonders in Hypotheken (130 360 Taler) und in Bürgschaftsdarlehen (61 449 Taler). Keine zehn Jahre nach ihrer Gründung mauserte sich die sozial motivierte Spar-Kasse zu einem Geldinstitut im Dienst der heimischen Wirtschaft.

Vom Taler zur Reichsmark

Die 1874er Bilanz war die letzte auf der Basis des alten preussischen, ursprünglich aus Böhmen stammenden Zahlungsmittels Taler. Inzwischen gab es das von Bismarck vorbereitete und Anfang 1871 im Spiegelsaal von Versailles geborene Deutsche Reich. Das Reichsmünzgesetz von 1874 brachte die Mark und damit eine einheitliche Währung im jungen Reich.

Kleindorfs Nachfolger wurde 1880 der Königliche Steuerkassenrentant und spätere Rechnungsrat Gustav Hürxthal, der die Sparkassengeschäfte bis 1910 besorgte. Der Verwaltungsaufwand war nach wie vor äußerst bescheiden, entsprach preußischer Sparsamkeit. Das Sparkassenlokal wurde aus der Kleindorf-Wohnung in die des

Nachfolgers in der damaligen Mittelstraße verlegt. Hürxthal übernahm erst 15 Jahre später auch die Leitung des Städtischen Einziehungsamtes (Stadtkasse), weshalb 1895 die Sparkasse zusammen mit der Stadtkasse im Rathaus an der Schwartzstraße untergebracht wurde. Dieser Zustand dauerte aber nur fünf Jahre. Um die Jahrhundertwende erfolgte die endgültige



Nach der endgültigen Trennung von Stadt- und Sparkasse erhielt die Sparkasse um die Jahrhundertwende endlich ein eigenes Domizil: in gemieteten Räumen des Hauses Schwartzstraße 56. Dieser Zustand dauerte bis zur Fertigstellung des Sparkassengebäudes am Grillopark 1912.

Trennung von Spar- und Stadtkasse. Die Sparkasse erhielt endlich ein eigenes Domizil: in gemieteten Räumen des Hauses Schwartzstraße 56. Die Öffnungszeiten hatte man

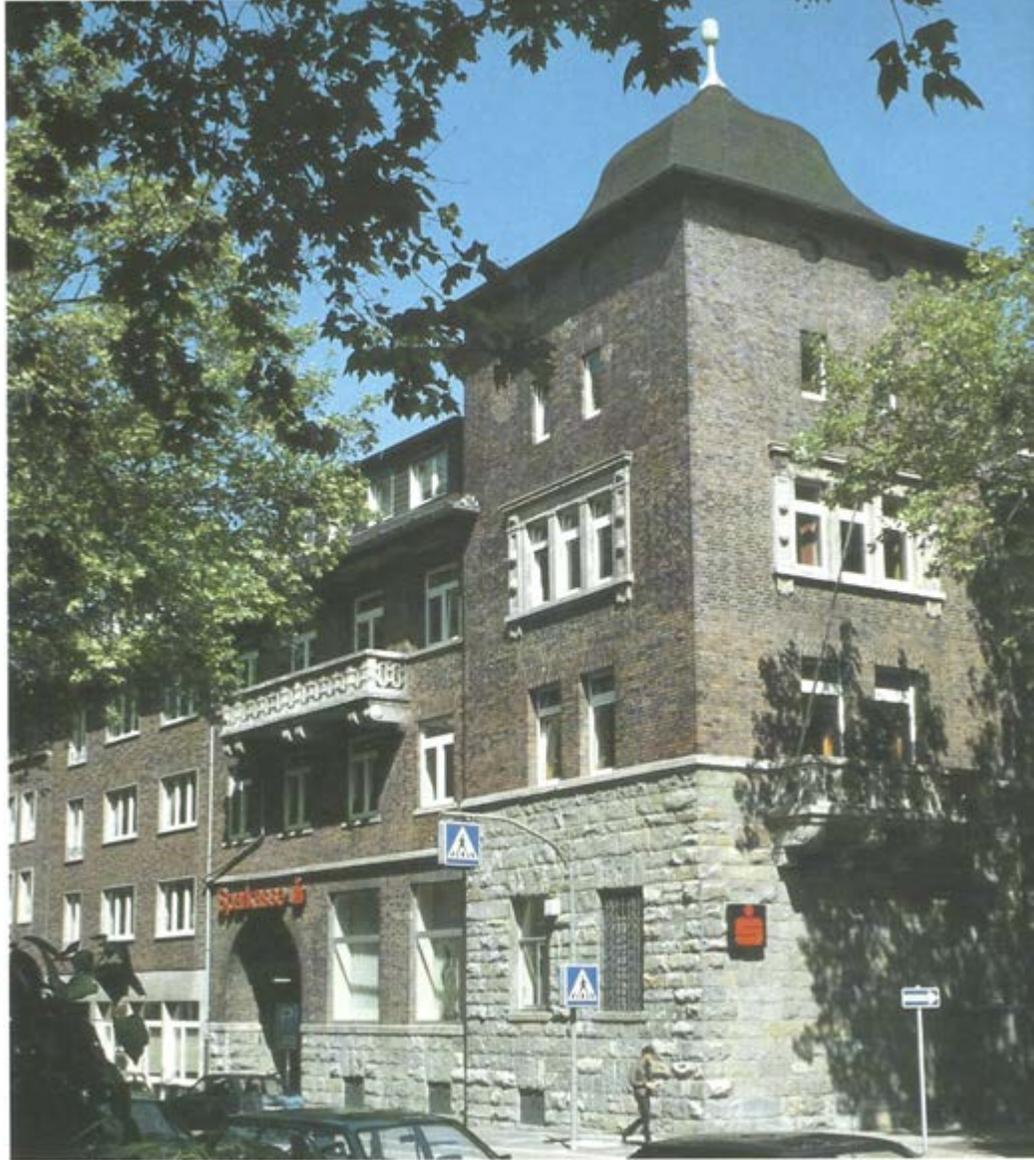
inzwischen dem ständig steigenden Kassenverkehr angepaßt, die Sparkasse war jetzt an jedem Werktag vor- und nachmittags geöffnet.

Um die Jahrhundertwende lebten 42153 Menschen innerhalb der Stadtgrenzen, und 1901 wurde Oberhausen fast vier Jahrzehnte nach der Gründung selbständiger Stadtkreis. Die Sparkasse hielt mit dieser Entwicklung Schritt, sie wuchs mit der Stadt. Am Ende des Jahres 1900 war ein Einlagenbestand von fast 5 Mio. Mark zu verzeichnen, waren 7452 Sparkassenbücher im Umlauf. Mit der Eingemeindung von Alstaden im Jahr 1910 erhielt die Sparkasse ihre erste Zweigstelle; sie wurde im Haus der bisherigen Gemeindeverwaltung an der Kaiserstraße (heute Bebelstraße) eingerichtet.

Bargeldlos

Ein wichtiger Schritt nach vorn war für die Sparkasse 1912 die Einführung des Scheck-, Depositen-, Kontokorrent- und Giroverkehrs. In der Chronik zum 75jährigen Bestehen liest man dazu: „Durch diese Einrichtung wurde eine wesentliche Förderung des bargeldlosen Zahlungsverkehrs erreicht und die Möglichkeit geschaffen, die in den Kassenschränken der Kaufleute und Gewerbetreibenden ruhenden Kassenreserven der örtlichen Wirtschaft nutzbar zu machen, indem sie als Scheckeinlagen von der Sparkasse hereingenommen und in größtmöglichem Maße in Form von Krediten der örtlichen Wirtschaft wieder zur Verfügung gestellt wurden.“

Die gemieteten Räume an der Schwartzstraße waren längst viel zu klein geworden, die Sparkasse brauchte endlich ein eigenes, ihrer inzwischen erlangten Bedeutung entsprechendes Haus. Auf Vorschlag des Verwaltungsrats be-



Als architektonisch wirkungsvolles Gegenstück zum Rathausneubau am Grillopark geplant: das 1912 bezogene Sparkassengebäude an der Ecke Schwartz- und Grillostraße mit massivem Eckturm. Es war das erste eigene Haus der Sparkasse Oberhausen. Für das Baugrundstück hatte die Stadt Anfang 1911 43000 Mark bezahlt. Seit der Eröffnung der Hauptstelle an der Marktstraße im Jahr 1957 beherbergt das stattliche Gebäude die Zweigstelle Rathaus.

schloß die Stadtverordnetenversammlung am 12. 1. 1911, als Baugrundstück das dem Bauunternehmer Hermann Köhne gehörige Eckgrundstück Schwartz- und Grillostraße zum Preis von 43 000 Mark zu erwerben. Diese nicht nur für die Zukunft der Sparkasse, sondern auch für die städtebauliche Entwicklung Oberhausens wichtige Entscheidung verrät die Handschrift von Otto Havenstein, seit 1906 Bürgermeister, seit 1910 Oberbürgermeister, und deshalb auch Vorsitzender des Verwal-

tungsrats der Sparkasse. Vom ersten Tag seiner Amtszeit an hatte er mit eiserner Energie den Rathausneubau – das alte Rathaus stammte von 1874 – auf dem Galgenberg betrieben. Aus einem öffentlichen, 1910 ausgeschriebenen Wettbewerb war der Darmstädter Architekturprofessor Friedrich Pützer als Sieger hervorgegangen. Der von ihm 1911 vorgelegte Entwurf sah eine winkelförmige Anlage mit 100 Meter langer Hauptfront zum Grillopark hin, mit hohem Steildach, einem von einer kuppelförmigen Haube gekrönten stattlichen Uhrenturm sowie zwei runden Flankiertürmen an der Schwarzstraße vor.

„Gewaltiges“ Gebäude

Ein solcher Monumentalbau (der Ausbruch des Ersten Weltkrieges vereitelte den Rathausbau, der Ende der 20er Jahre verwirklichte Entwurf stammt vom früheren Pützer-Mitarbeiter Ludwig Freitag) verlangte ein architektonisches Gegenüber auf der anderen Seite des Grilloparks. Prof. Pützer entwarf deshalb auch die Planung für das Sparkassengebäude. „Entsprechend den wuchtigen Ecktürmen des Rathauses ist die Ecke des Sparkassengebäudes gleichfalls als massiger, das Gebäude überragender Turm in einfachen Formen ausgebildet“, heißt es in einer zeitgenössischen Baubeschreibung. Und weiter: „An der Grillostraße vermittelt ein Erker den Übergang zu dem niedrigeren Nachbarhaus. Die Ansichtsflächen sind im Sockel mit Dolomitquadern, im übrigen mit Eisenschmelzverblendern verkleidet, die mit ihrem reichen Farbenspiel im Verein mit den aus Tuffstein und fränkischem Muschelkalk bestehenden Architekturteilen, den weiß gestrichenen Fenstern und dem ebenfalls weißen abschließenden Hauptgesims die Flä-

chen angenehm beleben.“ Erster Hausherr in dem 1912 bezogenen „gewaltigen Sparkassengebäude“ (Griebens Reiseführer „Der Niederrhein“ von 1922) war Paul Boigs, der Hürxthal 1910 als Sparkassenrendant abgelöst hatte. Boigs war der erste Sparkassenleiter, der sich Direktor nennen durfte.

„Vaterländische Pflicht“

Während des ersten Weltkrieges führte die Sparkasse den Depotverkehr ein, um die von patriotischen Bürgern gekennzeichneten Kriegsanleihen aufbewahren und verwalten zu können. „Ihrer vaterländischen Pflicht entsprechend haben Sparkasse und Sparer in den Jahren des Krieges sich nach Kräften an der Zeichnung der Kriegsanleihen beteiligt“, vermerkt ein Chronist. Insgesamt kamen 25 Mio. Mark zusammen. Die Inflation vernichtete die jahrzehntelange Aufbauarbeit der Sparkasse, betrog den Bürger um den Erfolg seines oft mit erheblichen Einschränkungen und Entbehrungen verbundenen Sparfleißes. Nach der Stabilisierung der Währung waren ganze 10700 Rentenmark der traurige Rest „der vorhanden gewesenen Millionen“ (ein Chronist). Das Vertrauen der Sparer zurückzugewinnen, war die wichtigste Aufgabe der Sparkasse unter Leitung des Boigs-Nachfolgers Rudolf Lütz. Tatsächlich schöpften die zum Sparen bereiten Bürger neuen Mut, nahmen die Spareinlagen allmählich wieder zu. Die Technik half, die zunehmenden „Geschäftsvorfälle“ (Sparkassenbericht) zu bewältigen: 1928 begann die Sparkasse mit der Umstellung von handschriftlicher auf maschinelle Buchführung.

„Schwierige Tage“

Die Geschäftsberichte der Sparkasse spiegeln die wirtschaftliche Lage der Stadt und ihrer Bürger in

dem jeweiligen Jahr wider und sind deshalb als heimatgeschichtliche Dokumente zu werten. Als Beispiel sei hier der Geschäftsbericht über das Jahr 1929 genannt, als sich die Weltwirtschaftskrise abzuzeichnen begann. In dem Bericht heißt es zur allgemeinen Lage: „Die Hoffnung auf eine Besserung des Wirtschaftslebens im Jahr 1929 hat sich nicht erfüllt. Im Gegenteil, der Konjunkturrückgang setzte sich weiter fort und beeinflusste auch sehr ungünstig unser örtliches Wirtschaftsleben. Während der Bergbau noch einigermaßen beschäftigt war, hatte die Eisenindustrie sehr unter Absatzschwierigkeiten zu leiden. Wenn auch die Zahl der Erwerbslosen prozentual nicht höher war als in den Nachbarstädten, so wirkte sich die schlechte Konjunktur bei uns noch stärker aus, weil die Mehrheit der Bevölkerung sich aus Arbeitern zusammensetzt und ein starker, leistungsfähiger Mittelstand nicht vorhanden ist. Deshalb werden auch Handwerk, Handel und Gewerbe durch den Konjunkturrückgang besonders stark in Mitleidenschaft gezogen. Die zunehmende Zahl der Wechselproteste, Vergleichsverfahren und Konkurse beleuchten am besten die schwierigen Tage.“

Die kommunale Neugliederung des rheinisch-westfälischen Industriegebiets von 1929 brachte den Zusammenschluß der Städte Oberhausen, Sterkrade und Osterfeld zu Groß-Oberhausen und der Sparkasse Oberhausen beachtlichen Zuwachs. Denn die Kommunalreform bedingte auch den Zusammenschluß der drei selbständigen Sparkassen.

Auch Sterkrade und Osterfeld hatten ihre Sparkassentradition. Die Geschichte der auf Betreiben des ersten Sterkrader Bürgermeisters

Boto Franz Wolfgang von Trotha 1889 ins Leben gerufenen Sparkasse Sterkrade ist eng mit dem Namen August Brindöpke verbunden. Brindöpke war der Sterkrader Kleindorf, wie sein Oberhausener Kollege war er nicht unvermögend, so daß er eine Kautions hinterlegen konnte. Bis die Kasse einen Gewinn erwirtschaftete, verzichtete der Sterkrader sogar auf eine Dotierung. Wie Kleindorf besorgte Brindöpke die Sparkassengeschäfte zunächst in seiner Wohnung. Zwölf Jahre lang verwaltete auch er gleichzeitig die Gemeindekasse. 1905 zog die Sparkasse in den Erweiterungsbau des Rathauses an der Steinbrinkstraße um, 1906 und 1907 eröffnete Brindöpke in Holten und Buschhausen sogenannte Annahmestellen.

Ein Jahr früher als die Oberhausener Sparkasse konnten die Sterkrader ihr eigenes Haus beziehen. Zum Neubau an der Ecke Wilhelm- und Finanzstraße steuerte der inzwischen zum Direktor beförderte Kassenleiter Brindöpke ein eigenes Grundstück zum Selbstkostenpreis bei. Das stattliche Gebäude, das sich durchaus mit dem eher bescheidenen Sterkrader Rathaus messen konnte, wurde 1911 zum 25jährigen Bestehen der Gemeinde seiner Bestimmung übergeben. Über den Geschäftsräumen der Sparkasse befand sich die Wohnung des Bürgermeisters bzw. seit 1917 des Oberbürgermeisters. Das Haus fiel dem Bombenkrieg zum Opfer.

15 Mark für einen Ofen

Am 1. November 1893 stellte die 1891 selbständig gewordene, zum Landkreis Recklinghausen gehörige Landgemeinde Osterfeld – erster Osterfelder Bürgermeister war Amtmann Werner Langweg – ihren Bürgern die neueröffnete Sparkasse vor. Aus dem Protokoll

der ersten Vorstandssitzung: „Ferner wurde dem Rendanten für die Anschaffung eines Ofens 15 Mark bewilligt. Wegen der sonst noch notwendigen Utensilien wird demnächst das Weitere veranlaßt werden.“ Der erste Osterfelder Sparkassenrendant hieß Josef Reisen. Er kam aus Dorsten, wo er als Rechnungsführer der Ortskrankenkasse Erfahrungen im Umgang mit Geld gesammelt hatte. Auch Reisen verwaltete gleichzeitig die Gemeindekasse.

Nach nur 19monatiger Bauzeit konnte am 17. Oktober 1983 der Neubau für die Zweigstelle Sterkrade an der Ecke Wilhelm- und Kolpingstraße, schräg gegenüber dem bisherigen Standort, der Öffentlichkeit präsentiert werden. An der Ecke Wilhelm- und Finanzstraße hatte die Sparkasse in Sterkrade 75 Jahre lang ihr Domizil gehabt. Die Sterkrader Sparkassengeschichte geht bis auf das Jahr 1889 zurück.

Eine Osterfelder Besonderheit stellt die von der jungen Stadt am 1. 2. 1922 ins Leben gerufene eigene Stadtbank dar, die neben der Sparkasse tätig und ebenfalls vom Sparkassenrendanten geleitet wurde. 1924 entstand das Gebäude an der Westfälischen Straße, Ecke Heinestraße, in dem Stadtbank, Sparkasse und Gemeindekasse unter einem Dach untergebracht wurden (heute Zweigstelle Osterfeld der Sparkasse). Die Personalunion spielte sich in der Praxis wie folgt ab: War der Sparkassenrendant gerade für die Sparkasse tätig und wollte ihn ein Kunde der Stadtbank sprechen, verließ er das Rendantenzimmer der Sparkasse und ging nach nebenan in das der Stadtbank. Aus juristischen Gründen konnte sich die Berliner Aufsichtsbehörde mit dieser merkwürdigen Osterfelder Einrichtung nicht anfreunden. 1926 wurde die Stadtbank geschlossen und als Bankabteilung der Sparkasse unterstellt.

Weil zunächst eine neue Satzung zu beschließen und ein neuer Vor-





stand zu wählen war, erfolgte die Angliederung der Sterkrader und der Osterfelder Kasse an die Sparkasse Oberhausen erst mit Wirkung vom 1. Januar 1931. An Spareinlagen brachte Sterkrade 5,6 und Osterfeld 2,7 Mio. RM ein; zusammen verfügte die Sparkasse Oberhausen damit am Jahresbeginn 1931 über 21,3 Mio. RM an Spareinlagen. Wie bescheiden das Einkommen eines großen Teils der Bevölkerung in der damaligen Zeit war, geht aus folgenden Zahlen vom Jahresende 1931 hervor: Von insgesamt 39872 Sparbüchern in Groß-Oberhausen wiesen 20039 ein Guthaben nur bis 20 RM und weitere 6375 von 20 bis 100 RM aus. Im Vergleich zu heutigen Zahlen überaus bescheiden war auch die Bilanzsumme der Sparkasse nach dem Zusammenschluß 1931: 36,1 Mio. RM.

Erste Werksparkasse im Revier

Durch den nach dem Reichskreditgesetz von 1934 notwendig gewordenen Anschluß der Werk-

Aus dem Jahr 1924 stammt das Osterfelder Sparkassengebäude an der Westfälischen Straße, wo einst die Osterfelder Stadtbank ihr kurzes Dasein gefristet hat. Heute befindet sich hier neben der 1986 großzügig erweiterten Zweigstelle der Sparkasse das Archiv mit kleiner Sparkassenausstellung.

sparkasse der GHH fiel der Sparkasse 1936 wieder ein beachtlicher Zuwachs „in den Schoß“. Die GHH-Kasse brachte immerhin 16941 Konten mit 13,4 Mio. RM an Guthaben und das Versprechen des Konzerns ein, geeignete Räume für die Zweigstelle Essener Straße weiterhin zur Verfügung zu stellen. Die neue „Adoptivtochter“ war übrigens älter als die Sparkasse: Die GHH-Kasse wurde bereits 1842 als erste Werksparkasse im Ruhrgebiet gegründet.

Als die Sparkasse 75 Jahre alt wurde, waren 25 Jahre nach Ausbruch des Ersten Weltkrieges in Europa wieder die Lichter ausgegangen. Der Zweite Weltkrieg überschattete 1940 das Sparkassenjubiläum. Wie

schon im Ersten Weltkrieg wurde das Sparen wieder zur „nationalen Pflicht“, diesmal sogar zu einem „Fundament des Sieges“. 1940 hatte die Wehrmacht halb Europa besetzt, stand Hitler auf dem Höhepunkt seiner Macht und seiner Erfolge. Deshalb meinte die Sparkassenleitung, die Sparer guten Gewissens beruhigen zu können. Zum Schluß der Chronik von 1940 wurde in einem „Blick auf die durch den Krieg geschaffene Lage“ versichert, der Sparer werde nicht enttäuscht, sondern belohnt werden. „Eine Geldentwertung, wie wir sie einmal erlebt haben, lehnt der nationalsozialistische Staat sowohl in offener als auch in verdeckter Form ab.“

Die Geldentwertung kam durch den Zusammenbruch von 1945, als die Zigarettenwährung die Reichsmark ablöste. Die Sparkasse erlebte das Kriegsende in der von Bomben verschont gebliebenen Hauptstelle an der Schwartzstraße unter der kommissarischen Leitung des Lütz-Stellvertreters Dudenbostel, dem im August 1945 Oskar Hellwig folgte.

Mit Paul-Peter Helten, der Anfang 1946 als Direktor die Leitung übernahm, begann ein neues Kapitel der Sparkassengeschichte, ein Kapitel, das die schwierige Wiederaufbauphase des Geldinstituts in der aus tausend Wunden blutenden, vom Bombenkrieg schwer heimgesuchten Stadt und den beispiellosen, als Wirtschaftswunder gefeierten Aufschwung nach der Währungsreform von 1948 beinhaltet. Am Wiederaufbau und wegen des Flüchtlings- und Vertriebenenstroms notwendig gewordenen weiteren Ausbau unserer Stadt und der heimischen Wirtschaft hatte die Sparkasse maßgeblichen Anteil.

Unsterblicher Sparer

Weil der Sparer unsterblich ist, wie eine Zeitung zum hundertjährigen Bestehen der Sparkasse 1965 schrieb, konnte die Jubilarin auch in der schwierigen Zeit des knappen Geldes nach der Währungsreform die erforderlichen Mittel in den Blutkreislauf der Wirtschaft pumpen. Waren die Spareinlagen Ende 1948 auf 6 Mio. DM zusammengeschrumpft, betragen sie Ende 1955 bereits 48,8 Mio. DM, um bis zum Jubiläumsjahr 1965 auf 248 Millionen zu steigen. Die durchschnittliche Guthabenhöhe je Sparbuch erhöhte sich von 191 DM Ende 1950 auf 1489 DM Ende 1965. Mehr als jeder zweite Oberhausener hatte ein Sparkonto bei der Sparkasse. Helmut Rotthauwe in der Festschrift zum „runden“ Geburtstag der Sparkasse: „Einen überzeugenderen Beweis für eine erfolgreiche Wirtschaftspolitik kann es nicht geben.“ In gleicher Weise wuchs auch das Kreditvolumen, das die Sparkasse einräumen konnte. Es kletterte von 7,6 Mio. DM 1950 auf 196 Millionen 1965.

Sprung in die City

Außeres Zeichen des Wachstums der Sparkasse war der 1957 eröffnete Neubau der Hauptstelle an der mittleren Marktstraße; mit ihrer Zentrale saß die Kasse nunmehr mitten in der Alt-Oberhausener City. Das zu klein gewordene Haus von 1912 an der Schwarzstraße wurde zur Zweigstelle Rathaus. Auf die stürmische städtebauliche Entwicklung in den 50er und 60er Jahren reagierte die Sparkasse mit einer ständigen Ausweitung des Zweigstellennetzes. Wegen der steigenden Einwohnerzahl – sie kletterte bis 1962 auf 260 000 – wurden vor allem im Norden und Nordosten des Stadtgebietes neue Wohngebiete erschlossen. Durch

Erinnerungsfoto aus der Aufbruchphase: In ihrer Eigenschaft als Vorsitzende des Verwaltungsrats schwingt Frau Oberbürgermeister Luise Albertz den Spaten zum Baubeginn der neuen Sparkassenhauptstelle an der Marktstraße. Das Gebäude wurde Anfang 1957 bezogen.



die Neueröffnung von Zweigstellen kam die Sparkasse auch dort zu den Bürgern.

Das neue Sparkassengesetz von 1958 stärkte die Stellung der Sparkassen gegenüber den Städten, ihren Gewährsträgern. Bisher fungierte auch die Sparkasse Oberhausen gleichsam als ein Amt der Stadt, die Stadtverwaltung stellte die Mitarbeiter der Sparkasse ein, bei der es keinen Personalleiter gab. Jetzt wurde aus der „Städtischen Sparkasse Oberhausen“ die „Stadtsparkasse Oberhausen“ mit Personalhoheit und mit einem auf Vorschlag des Verwaltungsrats vom Stadtparlament gewählten Vorstand an der Spitze. Paul-Peter Helten avancierte zum Vorstandsvor-

sitzenden, Vorstandsmitglied war bis 1959 Horst Sarimski und ab 1960 Heinz-Martin Peters. Als Peters 1966 Helten im Chefzimmer ablöste, rückte Johannes Engelhardt als Vorstandsmitglied nach.

Die Festfreude zum Jubiläum „Hundert Jahre Sparkasse Oberhausen“ war kaum verrauscht, als in der einseitig strukturierten, auf Kohle und Stahl basierenden Oberhausener Wirtschaft wie im ganzen Ruhrgebiet die Wende zu einem negativen Trend eintrat. Erstes Alarmsignal war 1967 die Concordia-Tragödie. Der Kohlenkrise, der bis 1974 auch die Zechen Alstden und Jacobi zum Opfer fielen, folgte die Stahlkrise. Im Bergbau und in der Stahlerzeugung gingen in zwei Jahrzehnten in unserer Stadt 23 250 Arbeitsplätze verloren. Die Einwohnerzahl ging bis auf 220 000 zurück, die hohe Arbeitslosigkeit war bedrückend. Dennoch konnte die Sparkasse Jahr für Jahr mit beachtlichen Erfolgswerten aufwarten. Nach hundert Jahren verlief die Entwicklung der Sparkasse nicht mehr parallel mit der ihres Gewährsträgers, ihre Entwicklung verselbständigte sich.

1974 Bilanz-Milliardär

Im Jahr 1974 wurde die Sparkasse Bilanz-Milliardär, die Bilanzsumme stieg weiter Jahr um Jahr auf 2609 Mio. DM Ende 1988. Auch die Sparbereitschaft und -fähigkeit der Oberhausener Bevölkerung hat unter der negativen wirtschaftlichen Entwicklung zunächst nicht gelitten. Trotz seit 1987 geringerer Zuwächse erreichten die Sparanlagen 1,76 Mrd. DM. Die durchschnittliche Höhe der Sparguthaben je Sparkassenbuch lag 1988 bei 3930 DM. Das gesamte Kreditgeschäft (Forderungen an Kunden) machte 1988 1,63 Mrd. DM aus. Die Zahl der Lohn- und Gehaltskonten (Privat-



Oberbürgermeister und Verwaltungsratsvorsitzender Friedhelm van den Mond erläutert hier Besuchern aus der sowjetischen Partnerstadt Saporoschje einen Kontoauszug der Sparkasse. Ganz rechts die Dometscherin.

Über 70 m lang ist die Kassenhalle der Sparkassenhauptstelle an der Wörth- bzw. Marktstraße. Bei der Errichtung des siebengeschossigen Neubaus an der Wörthstraße wurde die „alte“ Halle von 1957 als Verbindung zwischen den beiden Bauteilen großzügig ausgebaut und erweitert.



girokonten) erhöhte sich von 30 000 im Jahr 1964 auf jetzt über 88 000. Und die Oberhausener verreisen nach wie vor gern ins Ausland. 1964 hat die Sparkasse für 14,3 Mio. DM ausländische Zahlungsmittel ge- bzw. verkauft, 1988 für 28,6 Mio. DM.

So erfreulich diese Zahlen sind, sie dürfen nicht darüber hinwegtäuschen, daß die Sparkasse als größtes Geldinstitut in unserer Stadt positive wie negative Entwicklungen am Ort deutlicher als die örtlichen und überörtlichen Mitbewerber zu spüren bekommt. Reisewelle, Arbeitsmarkt, Wirtschaftswunder, Wohlstand, Strukturkrise, Arbeitslosigkeit – „alles das reflektiert der Sparkassenspiegel“ (Rotthauwe).

Einen für die weitere Sparkassenentwicklung bedeutsamen Wechsel im Vorstand gab es im Herbst 1974. Johannes Engelhardt trat in den Ruhestand, sein Nachfolger als Vorstandsmitglied hieß Wolfgang Fleisch, bisher Leiter der Kreditabteilung. Das Vorstand-Duo Peters/Fleisch stellte 1976 in der Zweigstelle Bermensfeld der bundesdeutschen Presse und dem Fernsehen den ersten vom Kunden mit Hilfe einer Servicekarte selbst zu bedienenden Kontoauszugdrucker vor, eine elektronische Premiere, die starke Beachtung fand. Vor allem aber bewerkstelligte das Duo die Erweiterung der Sparkassenzentrale in der City, wobei Wolfgang Fleisch sich besonders engagierte: Bei ihm lag der Schwerpunkt der im Vorstand zu erledigenden Arbeiten im Zusammenhang mit der Planung und Baudurchführung.

Der siebengeschossige Sparkassenneubau an der Wörthstraße wurde 1977/78 in einer Rekordzeit von 21 Monaten mit einem Kostenaufwand von 41 Mio. DM erstellt

und stellt für die Oberhausener Innenstadt eine architektonische Bereicherung dar. Bei dieser umfangreichen Baumaßnahme wurde auch die „alte“ Kassenhalle von 1957 als Verbindung zwischen dem Bauteil an der Marktstraße und dem Neubau an der Wörthstraße großzügig ausgebaut und erweitert, zugeschnitten auf eine bessere Bedienung und Beratung der Kunden.

Heinz Martin Peters ist es nur eine kurze Zeit vergönnt gewesen, im

gen. Wolfgang Flesch wurde Ende November 1978 zum Peters-Nachfolger gewählt. Ihm stehen Elmar Oertel (seit Januar 1979) und Dr. Jürgen Jakfeld (seit April 1979) als Vorstandsmitglieder zur Seite. Flesch und Oertel begannen ihre Laufbahn als Lehrlinge bei der Sparkasse, Jurist Jakfeld war vor seinem Einzug in die Vorstandsetage an der Wörthstraße als Verbandsprüfer beim Rheinischen Sparkassen- und Giroverband tätig. Eben-

falls 1979 übernahm Oberbürgermeister Friedhelm van den Mond den Vorsitz im Verwaltungsrat.

Zu den jüngsten Baumaßnahmen der Sparkasse gehören insbesondere der Neubau für die Zweigstelle Sterkrade an der Ecke Wilhelm- und Kolpingstraße und der Ausbau und die Erweiterung der Zweigstelle Osterfeld an der Westfälischen Straße, wo einst die Osterfelder Stadtbank ihr kurzes Dasein gefristet hat. Die neuen Räume in Sterkrade konnten 1983, in Osterfeld 1986 der Öffentlichkeit präsentiert werden.

Geld für Stadtbad und Volkslesehalle

125 Jahre Sparkasse Oberhausen bedeuten nicht nur eineinviertel Jahrhundert im Dienst der heimischen Wirtschaft und der Oberhausener Bürger in Geldangelegenheiten. Sie bedeuten auch finanzielles Engagement auf kulturellen und sozialen Gebieten, bedeuten Förderung der Bemühungen, das Stadtbild freundlicher zu gestalten, Einrichtungen zur Erhöhung der Lebensqualität für die Oberhausener Bürger zu schaffen, denen gegenüber sich die Jubilarin als innerhalb der Stadtgrenzen tätiges Geldinstitut in besonderer Weise verpflichtet fühlt. Die von der Sparkasse erwirtschafteten Überschüsse bleiben in der Stadt und werden zu einem erheblichen Teil für gemeinnützige Zwecke zur Verfügung gestellt. Zum ersten Male passierte das 1893, als die Sparkasse den Bau der Städtischen Badeanstalt am heutigen Ebertplatz mit 10 490 Mark förderte. Für das erste Oberhausener Hallenbad hat die Sparkasse bis 1912 insgesamt 234 647 Mark bereitgestellt, im gleichen Zeitraum weitere 171 679 Mark für öffentliche Anlagen, insbesondere für den Ausbau des Kai-



Neubau zu arbeiten. Am 5. Oktober 1978 brach er abends im Chefzimmer zusammen: Tod durch Herzversagen. Im Alter von 57 Jahren wurde er mitten aus einem arbeitsreichen Leben gerissen. Der plötzliche Tod des Vorstandsvorsitzenden hatte eine organisatorische Änderung in der Sparkassenleitung zur Folge. Auf Vorschlag des Verwaltungsrats beschloß der Rat der Stadt, den Sparkassenvorstand auf drei Personen zu erweitern, um dem gestiegenen Arbeitsvolumen des Geldinstituts Rechnung zu tra-

Triumvirat in der Chefetage der Sparkassenhauptstelle an der Wörthstraße: Sparkassendirektoren Dr. Jürgen Jakfeld, Wolfgang Flesch (Vorstandsvorsitzender) und Elmar Oertel (von links). Flesch, seit 1974 im Vorstand, wurde Ende November 1978 zum Vorsitzenden gewählt, Dr. Jakfeld und Oertel gehören dem Vorstand seit 1979 an.

sergartens und 33 000 DM von 1906 bis 1912 für eine „Volks-lesehalle“.

Auf 679 000 DM beläuft sich der höchste Betrag, den die Sparkasse für eine Einzelmaßnahme aufgebracht hat. Bei dieser Maßnahme handelt es sich um die Elly-Heuss-Knapp-Stiftung, die durch die Initiative der unvergessenen Luise Albertz in den Jahren 1965 bis 1968 entstanden ist. Nicht nur vor der Hauptstelle an der Wörthstraße,

auch auf dem Friedensplatz und in den Zentren von Sterkrade und Osterfeld fließen Stadtsparkassenbrunnen. Der Schwan auf dem Friedensplatz, eine Plastik von Prof. Szekessy, ist das Geschenk der Sparkasse zum 100. Geburtstag Oberhausens 1962. Im Kaisergarten, im Sterkrader Volkspark und im Osterfelder Antonypark, an der „Wiege der Ruhrindustrie“, sprühen von der Sparkasse gestiftete Fontänen.

Bürgerstiftung

Mit der 1983 ins Leben gerufenen Bürgerstiftung leistet die Sparkasse auch einen nicht zu unterschätzenden Beitrag zur Bekämpfung der Jugendarbeitslosigkeit in unserer Stadt. Bis heute hat die Sparkasse einschließlich des Stiftungskapitals rund 4,3 Mio. DM für die Stiftung zur Verfügung gestellt, die besonders den jungen Leuten zugute kommt, denen die traditionellen Fördereinrichtungen nicht zur Verfügung stehen. In Oberhausener Gymnasien, Real- und Gesamtschulen sowie in den Berufsschulen lernen die Schülerinnen und Schüler an Personal-Computern, die mit dem aus Überschüssen stammenden Geld der Sparkasse angeschafft wurden, moderne Bürotechnik. Bis zu 30 Jugendliche können gleichzeitig an den zehn Geräten der 1985 in den Räumen der alten Hans-Sachs-Schule für Hauptschüler eingerichteten, von der Sparkasse finanzierten Jugend-Computerschule arbeiten.

Informative Vortragsveranstaltungen mit bekannten Publizisten und Wirtschaftsexperten, Kunstausstellungen in der Kassenhalle an der Wörthstraße, von der Sparkasse zu besonderen Anlässen finanzierte Festaufführungen im Theater am Ebertplatz: Kunst und Kommerz sind hier eine glückliche Verbin-

dung eingegangen, eine Verbindung, aus der ein das kulturelle Leben in unserer Stadt bereicherndes Mäzenatentum erwachsen ist. Super-Discos für die Jugend sowie Spiel und Spaß für Kinder im Rahmen der Verkehrserziehung können als weitere Beispiele für die vielfältigen Aktivitäten genannt werden, mit denen die Sparkasse ihrem in der Öffentlichkeit propagierten Anspruch, „Mehr als ein Kreditinstitut“ zu sein, in überzeugender Weise gerecht wird.

Neue Impulse

Der von der Sparkasse tatkräftig unterstützte Strukturwandel in der Oberhausener Wirtschaft – auf Bauplätzen in den Oberhausener Gewerbegebieten verkünden die Bauschilder: „Gefördert von der Stadtsparkasse“ – ist nicht zuletzt durch die Diskussion um „Triple-Five“ in eine entscheidende Phase getreten. „Die Diskussion um den günstigen Industrie- und Beschäftigungsstandort Oberhausen hat im abgelaufenen Jahr neue Impulse bekommen und zu einem Stimmungsumschwung geführt, der auch positive Auswirkungen auf die wirtschaftliche Entwicklung und die Zukunftserwartungen in Oberhausen hat“, stellt der Vorstand im Jahresbericht 1988 der Sparkasse fest. Erwähnt werden in dem Bericht die vielfältigen Bemühungen der 1987 gegründeten Fördergesellschaften „Neu-Oberhausen“, „Entwicklungsgesellschaft Oberhausen“ und „Unternehmensbegleitung Oberhausen e. V.“ in Verbindung mit Rat und Verwaltung der Stadt sowie der Sparkasse durch ihre Arbeitsgruppe Wirtschaftsförderung bei der Kreditabteilung. Die Weichen sind gestellt. Mit verhaltenem Optimismus geht die Stadtsparkasse in ihr Jubiläumsjahr 1990.



Die 1983 ins Leben gerufene Bürgerstiftung der Stadtsparkasse stellte 1987 zur Bekämpfung der Jugendarbeitslosigkeit in unserer Stadt den auf diesem Gebiet tätigen Oberhausener Einrichtungen insgesamt 150 000 DM zur Verfügung. Unser Bild zeigt die für die Fotografen gestellte „Scheckübergabe“ durch Oberbürgermeister Friedhelm van den Mond (2. v. l.) in seiner Eigenschaft als Vorsitzender des Verwaltungsrats der Sparkasse in der „Kurbel“. Über diese Fördermaßnahmen freuen sich ferner Sparkassendirektor Wolfgang Flesch, der damalige Sozialdezernent Hugo Baum, ein Mädchen am Hobel, Hermann-Josef Wagner als Vorsitzender des Kath. Jugendwerks Oberhausen und Sparkassendirektor Elmar Oertel (v. l.).

DIE NEUE WELLE

Spiel- und Erlebnisstätte Ebertbad

THOMAS FINKEMEIER

Es war ein Bad ohne Boden. Die Architekten staunten, die Arbeiter wunderten sich, als sie 1987 beim Umbau des fast 90 Jahre alten Stadtbades am Ebertplatz zum Kulturzentrum nach und nach den verschlammten Keller unter dem Gemäuer freilegten. Während junge Leute aus der Ruhrwerkstatt, ABM-Kräfte allesamt, per Hand einen Eimer Erde nach dem anderen aus dem Untergeschoß wuchteten, offenbarte sich ein überraschend prächtiges Tonnengewölbe: Seit Anfang 1989 ist dies Oberhausens beliebteste „Grotte“.

Sie ist nicht die kleinste Attraktion im neuen Kulturzentrum „Spiel- und Erlebnisstätte Ebertbad“. Seitdem Ebertbad-Gastronom Wilfried Biella hier, noch vor der offiziellen Eröffnung, im Dezember 1988 mit Gästen aus der Dresdner Bank in den Keller ging, plätschern Alt und Pils ebenso fröhlich wie eine Etage höher einst das Badewasser. Abend für Abend, vor allem an den

Wochenenden, drängeln sich die Gäste die Treppe hinunter in die gemütliche Kasematte.

Diese Architektur schafft Atmosphäre: Das Bad hat schon viele Bürger bezaubert. Nicht nur nostalgisch waren die Gründe, aus denen es ehemaligen Schwimmbadbesuchern, Anwohnern des Marienviertels und Kulturfreaks schwer um's Herz wurde, als sie das alte Gebäude ab 1983 in den Dornröschenschlaf versinken sahen. Ein Prinz, es wachzuküssen, kam zunächst nicht in Sicht. Wenn denn auch bald davon geträumt wurde – von Eisenheim-Professor Roland Günter unter anderen, dem Theaterintendanten Dr. Fritzdieter Gerhards und anderen –, wie man ein Märchen wahrmacht.

Schließlich hat jede Zeit ihre eigenen Wolkenschlösser. Ende des vergangenen Jahrhunderts ging es weniger um Spielplätze für die Seelen als um Reinlichkeit für die Körper: Sauber sollten sie sein und

fit. In einer Stadt, in der die Kumpel sich zuhaus noch in Zinkbadewannen wuschen und von Kanalisation kaum die Rede sein konnte, setzte sich der neue Trend zur Hygiene rasch durch. Und der war reichsweit: In den 1870er Jahren wurden die ersten Hallenbäder gebaut, erst wenige Jahrzehnte zuvor waren Wannen- und Dampfbäder und öffentliche Badeanstalten an Seen und Flüssen in Mode gekommen. Es ging Schlag auf Schlag. Berlin baute 1891 das erste Volksbad, in Oberhausens Nachbarschaft besaßen Elberfeld, Barmen und Hagen Badeanstalten.

Die Stadtväter wurden nachdenklich, schlug doch die neumodische Idee vom Volksbad allmählich Wurzeln. Ein Standort für die Verwirklichung bot sich an. Der Neumarkt (heute Ebertplatz) hatte einst ein repräsentatives Stadtzentrum werden sollen. Dieser Plan aber war nach Bergsenkungen durch den Streckenvortrieb der Zeche Concordia ins Wasser gefallen. Ab 1868 hieß es mitten im Grilloviertel für zwölf Jahre „Land unter“. Junge Leute ruderten auf dem 40 Morgen großen „Concordia-See“, und der längst fällige Rathaus-Bau mußte 1873 auf dem Galgenberg ins Trockene gebracht werden.

Ein Fonds für den Schwimmbadbau wurde Ende der 80er Jahre aus dem Erlös von Grundstücksverkäufen an die Firma Altenberg begründet, das inzwischen trockengelegte Gelände am Neumarkt erworben, die Hälfte der Zinsüberschüsse der Stadtparkasse für das ehrgeizige Projekt bestimmt. 121000 Mark sollte die Verwirklichung des Entwurfes von Stadtbaumeister Regelman kosten, dem die Ratsherren am 18. Juli 1893 zustimmten. Knapp zwei Jahre später ist das Wasser im Becken.



Den Zuckerbäckercharme der Architektur der Jahrhundertwende trug das Stadtbild noch nach dem 1. Weltkrieg zur Schau.

Im Innern bot er nicht nur Badespaß für Groß und Klein, sondern ersetzte auch vielen Oberhausenern das Badezimmer.

Badespaß für 88 Jahre. Doch schließlich veralteten die technischen Anlagen des mehrfach umgebauten Schwimmbades, mehr Geld fließt für die Betriebskosten den Abfluß hinunter, als die von Finanznöten gebeutelte Stadt entbehren kann. Die Besucher – so

glauben jedenfalls bundesweit viele Städteplaner und Investoren – ziehen palmenbestückte, suppenwarme „Erlebnisbäder“ den guten alten Schwimmbecken vor.

1983 schließt sich die Tür zum Stadtbad. Graffiti verschmieren die schon seit Kriegszeiten schmucklos graue Fassade. Generationen von Oberhausenern, die – Nase und Augen fest zugekniffen – im Stadtbad ihren ersten Hopser vom Beckenrand taten, fühlen sich, als sei ihnen das Wasser abgegraben. „Wehmut“ äußerte der Sportausschuß-Vorsitzende Hans Jansen.

Doch, wie gesagt: andere Zeiten, andere Träume. Wanne und Dusche gibt's inzwischen in fast jeder Wohnung, schon seit langem ist das öffentliche Baden Spaß und nicht Notwendigkeit. Wo die Notwendigkeit nicht mehr befiehlt, schärft sich das Gefühl für's Ambiente. Auch andere Gebäude, Fördertürme, Fabrikhallen, Lagerhäuser verlieren im Zuge des Wandels der Industriestruktur und der gesellschaftlichen Lebensgrundlagen ihren Nutzwert. Die verwaisten architektonischen Wunderwerke der Gründerzeit, still geworden und



verstaubt, schimmern plötzlich im sanften Abendlicht der Ästhetik.

Die so geschaffenen Freiräume haben zuerst Alternative angezogen, aber Mitte der achtziger Jahre hat längst auch das etablierte Bürgertum die Spielwiese entdeckt, die sich zwischen den Eckpfosten brüchig gewordener überkommener Lebensformen, gemauerter Vergangenheit und phantasievoller Zukunftsträumerei erstreckt. Im Dezember 1985 gründet sich der Förderkreis „Kulturelle Spiel- und Erlebnisstätte Ebertbad“. Im Vorstand: Michael Groschek und Dieter Linka von der SPD, Thomas Holl von der CDU, Roland Günter von der Bunten Liste, die Architekten Werner Ruhnau und Hans Grunauer und die Gymnasialdirektorin Hanna Schroer.

Rückendeckung kommt von der Landesregierung, von Stadtentwicklungsminister Dr. Christoph Zöpel und seinem Ministerialdirigenten Prof. Karl Ganser, die landesweit auf ein städtebauliches Konzept setzen, das den behutsamen Erhalt alter Siedlungsformen und Baudenkmäler im Rahmen phantasievoller soziokultureller Umnutzung beinhaltet. Zunächst zwei Millionen DM tief greift Zöpel in den Finanzierungstopf. Die Bundesanstalt für Arbeit stellt Geld für Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen (ABM) bereit.

Aber ehe die erste Schubkarre Schutt aus dem Stadtbad gefahren werden kann, wird vor und hinter den politischen Kulissen kräftig gerangelt. Wohl wahr: Die ideenreichen Utopisten unter den Befürwortern einer „kulturellen Spiel- und Erlebnisstätte“ propagieren wunderbare Träume. Theaterintendant Gerhards zum Beispiel hat, der drangvollen Enge seines Hauses übersatt, schon öfter be-

Die richtigen Knöpfe für das Tanzvergnügen: Während in der „Stellwarte“, die Veranstaltungsballe, die Musik- und die Light-Show abgemischt wird, ist nebenan im Bistro Platz und Ruhe für einen Flirt an der Theke. Der Jazzkeller ist für viele junge Oberhausener beliebte Anlaufstelle.

gehrliche Blicke auf das schlummernde Dornröschen hinter den Hecken des Ebertplatzes geworfen. Das theater im pott (tip), bislang so dicht unter Dach des Musentempels gepackt, daß ein hoher Sprung die Schauspieler schon ans Gehälk bummern läßt, soll im Ebertbad endlich Kopffreiheit erhalten. Dramaturg Thomas Münstermann zieht Pläne des Bühnenbildners Werner Schwencke aus der Schublade, die für das Bad die Vision einer Shakespeare-Bühne entwickeln: Das Publikum sitzt im abschüssigen Bereich des Beckens und auf den Emporen, die Bühne, von allen Seiten gut einzusehen, erhebt sich aus dem tiefsten Teil des Beckens. Werner Ruhnau, profilierter Theaterarchitekt, hegt ähnliche Ideen, träumt von einem „Mitspieltheater“. Eine Tanzschule will in das Gebäude einziehen, eine „Projektgruppe Ebertbad-Gaststätte“ interessiert sich für die Gastronomie. Eine „Zukunftswerkstatt“ für soziokulturelle Stadtteilarbeit möchte sich am Ebertplatz einrichten.

Aber es gibt auch Opposition. 59 Millionen DM groß klafft ein Defizit im Stadthaushalt, und alle Ratsfraktionen sind sich einig, daß die Umnutzung des Ebertbades die Gemeinde keinen Pfennig kosten darf. Viele fragen sich, warum am Schwimmsport eingespartes Geld nun der Kultur Auftrieb geben solle.





So werden schon seit der Schließung des Bades Abriß- und Verkaufspläne diskutiert. Ein Nobelbordell will einziehen und schafft Diskussionsstoff für Fraktionssitzungen und Premierenfeiern. Spekulanten interessieren sich für die Immobilie, für deren Verkauf das Liegenschaftsamt 1,2 Millionen DM Gewinn kalkuliert. Doch im Frühjahr 1986 zeigen die vorsichtige Überzeugungsarbeit und die vielfältigen politischen Vernetzungen des Ebertbadvereins Erfolge.

Das umfangreiche Nutzungskonzept des Vereins verspricht: Das Ebertbad wird sich künftig durch kulturelle Veranstaltungen selbst finanzieren – kein Pfennig Kosten für die Stadt, die nur die Halle selbst mietfrei zur Verfügung stellen müßte. Und das Architektenteam Ruhnau, Grunauer und Hans Saxe macht klar, daß das Gebäude keineswegs am Stück vermarktet werden muß. Durch Vermietung und Verkauf einzelner Teile kann der Kernkomplex – die Schwimmbadhalle – erhalten bleiben und trotzdem die avisierte Million für's Stadtsäckel verdient werden. Mit Kultur zum discount-Preis kann der Verein sogar gegen einen Supermarkt konkurrieren, der auf eine Filiale im Ebertbad spekuliert.

Als das Ebertbad-Konzept sich freigeschwommen hat, sorgen die Sanierungsarbeiten am Gebäude selbst für Schlagzeilen. Bevor Dornröschen wachgeküßt ist, reißen sich die Prinzen die Finger blutig: Mal zeigt sich, daß Chlor die Stahlträger zerfressen hat, mal brauchen die Fundamente Stärkungsspritzen. Die notwendigen Landeszuschüsse klettern auf drei, auf vier Millionen DM, am Ende sind es fast acht.

Und dennoch wird nicht alles, wie es werden sollte: Das ehemali-

ge Schwimmbecken verschwindet unter einem Holzfußboden – mit ihm taucht Werner Schwenckes ehrgeizige Shakespeare Bühne ab. Und die Akustik in der nischenreichen Halle ist so schlecht, daß rundum Vorhänge die reizvoll strukturierten Wände glätten müssen, bevor hier vernünftig Theater gespielt werden kann.

Vorläufig freilich sorgen die Mitglieder des Ebertbad-Vereins für die interessantesten Vorstellungen. Die von Roland Günter fasziniert beobachteten „italienischen Verhältnisse“ im Vorstand, die unkonventionelles Engagement über alle Parteigrenzen hinweg ermöglichten, beginnen, ihre Kehrseite zu zeigen. Das bislang glänzend choreographierte Wasserballett gerät aus dem Takt, Fouls und Revanchefouls um Personalfragen und künftige kulturelle Nutzungskonzepte zerfasern das freie Spiel der Utopien. Pläne von Mitspieltheater, einer Theaterschule scheitern, das künstlerische „Environment“ in der Grotte geht baden.

Während Architekten und Arbeiter noch an der Fertigstellung des Gebäudes feilen, etabliert sich die „Erlebnisstätte“ eine Etage unterhalb der hochfliegenden Utopien. Ballettschule und Sauna, Zukunftswerkstatt und Graue Panther ziehen ein: Als erster füllt der ehemalige „Zupfgeigenhansl“ Thomas Friz mit jiddischen „Liedern aus dem Schtetl“ die Halle. Die Ebertbad-Jugendgruppe „spontan“ läßt ihre Premierenfete steigen, eine türkische Großfamilie feiert Hochzeit im Bad.

Unterdessen staunt, wer lang nicht mehr in Oberhausen war und sich in der Frühlingssonne 1989 auf dem Ebertplatz umtut. Das einst triste Gelände hat sich vom Aschenputtel zur Goldmarie ge-

mausert. In schmuckem Weiß glänzen die Fassaden des Ebertbades und der angrenzenden Häuser, das Theater produziert sich frisch geschminkt, die Westseite des Platzes akzentuieren ansprechend renovierte Häuser mit Altenwohnungen. Nun noch den von Autos zugedachten Platz selbst neugestaltet, wie es das Stadtplanungsamt seit Jahren beabsichtigt, und Oberhausen hat ein städtebauliches Schmuckstück zu bieten, das seinesgleichen sucht. Buntes Leben herrscht hier, seit in der Ebertbad-Gastronomie Ende Februar '89 der erste Cocktail-Shaker geschwungen, der erste Milchkaffee aufgeschäumt wurde. Die vor allem beim jungen Publikum beliebte Grotte – gelegentlich mit Life-Musik –, das Restaurant, das Bistro unterm Glasdach und im Sommer der Biergarten locken nach Feierabend auch Bürger aus den Nachbarstädten ins Marienviertel.

Während so schon zahlreiche Aktivitäten rund ums Ebertbad das Wasser vorgewärmt hatten, schwang sich im März endlich das Kulturzentrum selbst ins Schwimmerbecken. Liebesgeschichten zur Gitarre, Jazz und Pantomime – die kulturelle Spiel- und Erlebnisstätte erlebte einen zauberhaften, zarten Eröffnungsabend.

Seitdem übt sich das Ebertbad, für vorläufig 25 Jahre dem Verein überlassen, langstreckenschwimmend im Alltag. Die mit soviel Respekt vor der Baugeschichte und architektonischem Stilgefühl neugestaltete Halle läßt die meisten zunächst einmal für einen bewundernden Rundblick innehalten, ob sie nun zu einer Betriebsversammlung, zu einer Fachkonferenz oder zu einem fröhlichen Fest ins Ebertbad kommen.



Die renovierte Fassade des Ebertbades (oben) bietet einen städtebaulichen Akzent an der Stirnseite des Ebertplatzes. Dieser ist zwar heute noch von Autos zugeparkt, er wird aber bald so umgestaltet sein, daß er des Kulturzentrums würdig ist.

Nach dem Kulturgenuß sorgt die Gastronomie für lockere Entspannung.

Die kanadische Triple Five Corporation präsentierte hier der Bürgerschaft Pläne für ein „achtes Weltwunder“, ein Filmmarkt belebte die internationalen Kurzfilmtage, ein anschließender Ball dümpelte freilich im Seichten. SPD-Landtagsabgeordneter Manfred Dammeyer feierte seinen 50sten und die Elsa-Brändström-Abiturientia ihre bestandene Reifeprüfung. Bühnen aus dem ganzen Land präsentierten ihre Arbeit beim Kinder- und Jugendtheaterfestival, und das tip wünschte sich am 1. September bei seiner ersten Ebertbad-Premiere mit Woody Allan „Spiel's noch einmal, Sam“.

In der Tat: Spiel's noch einmal. Und spiel's noch oft. As time goes by, während die Zeiten sich ändern, soll diese Halle noch lange ein Ort bleiben, wo Menschen sich treffen, miteinander reden, trinken und essen, tanzen, sich verlieben, spielen und staunen. Wo sie sich erinnern, daß sie Träume haben dürfen und manchmal, wenn die Umstände günstig sind, ein Stückchen davon verwirklicht werden kann.



HEUSERS TALENTSCHMIEDE

*In Alstaden blüht der
Kanusport*

MICHAEL HERMES

Der Kinderwagen steht am Ufer des Rhein-Herne-Kanals. Während Klein-Karsten friedlich schlummert oder lauthals aufmüpft, leitet Ingrid Heuser engagiert das Rennsport-Training der Kanuten. – Als Olympiateilnehmerin von Tokio hatte und hat sie jede Menge Erfahrungen weiterzugeben. Inzwischen sind Karsten (18) und Meik (16) dem Kinderwagen längst entstiegen. Statt des Räppelchens halten die Heuser Jungen heute das Paddel fest in der Hand. Oberbürgermeister Friedhelm van den Mond soll sogar einmal gesagt haben, ihnen seien, noch bevor sie Mama schreien konnten, drei Buchstaben über die Lippen gesprudelt: AKC – Alstadener Kanu Club. Auf diese drei Buchstaben steht auch Vater Friedhelm Heuser, schließlich ist er der Vorsitzende des Vereins. Auf dem Höhepunkt seiner sportlichen Laufbahn gewann er 1962 im 10.000 m-Vierer den „DM“-Titel. – Familie Heuser und der AKC, der

AKC und die Familie Heuser sind zu einer Einheit verschmolzen, die Akzente setzt in Oberhausen, in Nordrhein-Westfalen, in der ganzen Bundesrepublik, ja sogar ein bißchen auch schon in der Welt des Kanu-Rennsports.

„Ich konnte meine Kinder bei niemandem abgeben, da habe ich sie einfach mit zu den Übungsstunden genommen“, blickt Ingrid Heuser zurück. Und fügt zum Lobe des Vereinslebens an: „Dort fand sich jedoch immer jemand, der sich um sie kümmerte.“ Was lag später näher als der Gang aufs Wasser?

Der richtige Einstieg mußte für die so unterschiedlichen Charaktere von Karsten und Meik erst gefunden werden: Der ältere Sproß stand stur am Steg, hatte nie Lust, ins Boot zu steigen, bis ihn sein Vater einfach in den „Kahn“ setzte und vom Ufer abstieß. „Das weiß ich noch ganz genau. Ich hab’ ganz laut gebüllt: Ihr zwingt mich ja“, lacht Karsten heute. Nach diesem er-

zwungenen Ausflug hatte er genug vom feuchten Element. Erst als sein Freund Oliver Fricke aus Meiderich zum AKC wechselte, stieg er mit diesem ins (einst) ungeliebte Kanu – und beide „zogen fortan alles ab, was da kam“.

Bei Meik loderte das Feuer schon früher. Für den Benjamin waren die Experimente auf dem Wasser fast so selbstverständlich, wie die bunten Eier zu Ostern. Er spielte auf schwimmenden Inseln, paddelte allein auf dem Kanal und wollte schließlich sein Können auf Regatten zeigen. Seine Devise: „Immer gewinnen“ (O-Ton) ging oft auf.

„Der Meik redet stets, wie ihm der Schnabel gewachsen ist. Das hat er von mir“, amüsiert sich Ingrid Heuser, die selbst wie ein „Wasserfall“ erzählen kann. Der Unterschied zur Mama: Der 16jährige will mit dem geringsten Aufwand das meiste erreichen. Er ist flapsig, leicht abzulenken – und wenn es drauf ankommt ehrgeizig.

Durch ungemainen Trainingsfleiß zeichnet sich Karsten aus. Lockere Sprüche sind nicht seine Sache. Er überlegt sich vorher dreimal, was er sagt. Wie sein „Vadder“, der Vorsitzende und Trainer. Mit den beiden Zurückhaltenden schließt sich der Familienkreis, der auch am Mittagstisch kräftig über den Kanu-Rennsport diskutiert.

Einen Termin zu bekommen, an dem alle vier Heusers Zeit haben, das ist gar nicht so einfach. Die Jungen gehen aufs Hamborner Abtei-Gymnasium, machen Hausaufgaben und trainieren fünf bis sechsmal in der Woche. „16 Stunden gehen für unseren Leistungssport schon drauf“, berichtet Karsten. Und wenn überall die 35-Stundenwoche im Gespräch ist, kann Mutter Ingrid nur staunen. Die Hausfrau ist für ihr Hobby gut 45



Den Gegner im Auge und das Letzte geben. Die erfolgreichen Schülerinnen Diane Jozwiak, Nadine Oppen Rhein, Andrea Wentz und Katja Kent. Hinterher eine wohlverdiente Pause mit Trainerin Ingrid Heuser.

Stunden auf den Beinen. – Ein Fulltimejob, bei dem die Heusers noch 'draufzahlen müssen. Ohne ehrenamtliches Eigenengagement läuft nicht viel. Und Auszeichnungen wie zum Beispiel Ende 1988, als Oberbürgermeister Friedhelm van den Mond Ingrid Heuser die Ehrennadel der Stadt Oberhausen überreichte, sind zwar schön und gut, doch aus materieller Sicht kann man sich dafür wenig kaufen, den Förderungsetat nicht entlasten.

Davon kann auch „Vadder“ Friedhelm ein Lied singen, denn er muß so ganz „nebenbei“ noch dafür sor-



gen, daß die Familienkasse klingelt. „Ich glaube, es ist die Liebe zu unserem Sport“, erklärt Ingrid Heuser: „Wenn ich zurückblicke, ich würde alles noch einmal so machen.“

Motivation dürften auch die so reichen Früchte ihrer harten Arbeit sein: So brachten die Heuser-Coaches seit 1968 Deutsche Meister, WM- und EM-Teilnehmer heraus. Bis hin zu Sabine Pieter, die als Weltmeisterschaftsfünfte von 1987 knapp die Olympia Qualifikation verpaßte. Und dann gibt es natürlich noch weitere erfolgreiche Nachwuchskanuten – zum Beispiel Karsten (18) und Meik (16).

Glaubte Karsten 1987 bereits sein bestes Jahr mit vier deutschen Meistertiteln und dem Start bei der Junioren-WM erreicht zu haben, so wurde der Seriensieger zahlreicher anderer Regatten in der Saison 1989 zum überragenden Junioren der Republik. Auf der Olympia-Regatta-Strecke in München gelang ihm fast Unglaubliches: Sechs Starts, sechs



Siege, sechsmal Deutscher Meister. Auch international bestätigte Karsten seine Klasse. In Kanada, der Heimat von Triple Five, erreichte er an der Seite seines Vereinskameraden Thomas Strozyk bei der Junioren-WM stets die Endläufe.

Im Zweier-Kajak (K 2) holten sie mit dem fünften Rang über 1000 m die beste Platzierung. Siebter wurden sie im K 4 über 1000 m, und auf Rang 6 landete das AKC-Duo im K 4 über 500 m, wobei die Bronzemedaille greifbar nahe war, wenn nicht der Start mißglückt wäre. „Nach der Junioren-WM lasse ich es jetzt ruhiger angehen, schließlich baue ich mein Abi“, setzt der Zwölfklässler Prioritäten. „Olympiateilnahme in Barcelona? Mal sehen, ich glaube nicht.“

Wertvolle Tips kann Ingrid Heuser ihren Schützlingen geben, schließlich hat sie genug Erfahrung, nahm sogar an der Olympiade in Tokio teil.

Für Meik sind die fünf farbigen Ringe keine allzu ferne Zukunftsmalerei. „Vielleicht klappt es noch nicht in Barcelona, aber danach schaffe ich es bestimmt.“ 1988 hatte Meik viel Pech: Eine langwierige Erkrankung (Rachenabszess) ließ bei ihm kein regelmäßiges Training zu. Daß er dennoch Siegerlorbeer einfuhr, war schon fast sensationell. Bei den Landesmeisterschaften der Jugend legte er „mal eben“ einen Start-Ziel-Sieg hin. Als einziger Fahrer des Jahrgangs 1973 überrumpelte er die gesamte ältere

Konkurrenz. – Und hätte er nicht zwei Tage vor der Deutschen Meisterschaft mit 41 Grad Fieber im Bett gelegen, die eine oder andere Medaille wäre sicherlich möglich gewesen.

Entschädigt dafür wurde er in der abgelaufenen Saison '89. Mit seinem Bruder Karsten, Thomas Strozyk und Martin Schulze holte der Jugendfahrer den Titel im Vierer der Junioren.

„Der Meik hat viel Talent“, stellt die Trainerin Ingrid Heuser fest, und die Mutter bemerkt: „Auch wenn er den Mund oft sehr voll nimmt. Was er erreichen will, das schafft er auch meist.“ Und dann doch, hinter vorgehaltener Hand: „Das darf ich gar nicht laut sagen, dann tut er nämlich nichts mehr.“

Weltmeisterschaftsluft schnupperte der Benjamin der Heusers, als er mit seiner Mutter Bruder Karsten nach Dartmouth zur WM begleitete. Daß Meik in zwei Jahren die Rolle des WM Zuschauers mit der des National-Paddlers vertauscht, scheint vorprogrammiert. Denn mittlerweile trat er in die Fußstapfen seines Bruders, wurde zum Testlehrgang des Deutschen Kanu-Verbandes (DKV) eingeladen, nutzte dort seine Chance, und dem „Fast-Alles-Zuflieger“ ist seither die Mitgliedschaft in der Junioren-Nationalmannschaft (CN-Kader) sicher.

Karsten muß(te) dagegen mehr an sich arbeiten – gerade im technischen Bereich. Auch ein Thema für das Gespräch am Mittagstisch. „Das kann einem manchmal ganz schön auf den Zeiger gehen, aber im Endeffekt ist es sehr positiv, daß meine Eltern mich trainieren“, wertet der 18jährige. – Ob frischforsch oder zurückhaltend, beide Hälften der Heusers sitzen halt in einem Boot.

Flic Flac

Junger Zirkus startet in Oberhausen

ASTRID KNÜMANN

Träume und Wünsche – wer kennt sie nicht, diese Gefilde der Phantasie und der Vorstellungskraft, diese Wolken, auf denen die Gedanken frei dahinschweben und die geheimen Träume, die vielleicht niemals in Erfüllung gehen ...

Doch ebenso wie manche Träume nur Schäume bleiben, gibt es die großen Träume, die sich mit Beharrlichkeit, Mut und viel Arbeit erfüllen lassen.

An die Verwirklichung eines solchen Traumes ging im Jahre 1988 die Familie Kastein – sie baute sich ihren eigenen Zirkus auf, mit dem sie im bunten Reigen der Manegen dieser Welt bestehen will.

Doch der Traum vom Star in der Manege, vom Applaus, nachdem der letzte Ton verklungen ist – dieser Traum allein reicht nicht aus, um einem Zirkus erfolgreich den Start ins Leben zu ermöglichen. Geschäftssinn, konkrete Ziele und eine Menge handwerklicher Fertigkeiten waren bei den Kasteins not-

wendig, um ihrem Traum Gestalt zu verleihen. Längst waren Benno und Lothar Kastein keine Neulinge unter der Zirkuskuppel mehr, als sie sich auf eigene Füße stellen wollten. Jahrelang traten sie als Artisten in großen Manegen auf, gewannen sogar beim internationalen Artistenwettbewerb in Monte Carlo die begehrte Silber-Trophäe mit ihren Nummern. Das alles aber reichte den beiden irgendwann nicht mehr: „Wir haben soviel in den Zirkussen gesehen, und oft dachten wir: Das könnte man anders machen, da kann man mehr draus machen.“ Auch deshalb wollten sie ihr eigener Herr sein.

Nicht ganz unbeteiligt daran ist ihr Vater, Kurt Kastein. Er nannte sogar nach dem Kriege für kurze Zeit einen klitzekleinen Zirkus sein eigen. Kurt Kastein war es auch, der seinen Söhnen das artistische Handwerk beibrachte. Jetzt ist „Flic Flac“ – so nennt sich der Neuling – auch ein Stück Erfüllung seines

Traumes. Er belieh sein Häuschen, um den Söhnen bei ihrem gewagten Unternehmen finanziell unter die Arme greifen zu können. Klar, daß er während der Premiere in Osterfeld mit Argusaugen über allem wachte und sichtlich erleichtert war, als nach der letzten Num-



Jedes Stück beim Zirkus Flic Flac entstand in Handarbeit. Lothar (l.) und Benno Kastein (r.) arbeiteten oft bis in die Nacht.

mer tosender Applaus das Zelt erschütterte.

Doch bevor sich der Vorhang in diesem nachtblauen, ehemaligen Roncalli-Zelt zum erstenmal heben konnte, mußte monatelang gewerkelt, repariert und geprobt werden. In einer alten, ausgedienten Werkshalle der Firma Babcock in Lirich haben Benno und Lothar mit ihren Frauen Gabi und Scarlett alles selbst gebaut, was selbst zu bauen war. Besonders viel Sorgfalt erforderte die Restaurierung der alten Zigeunerwagen, die die Zirkus-

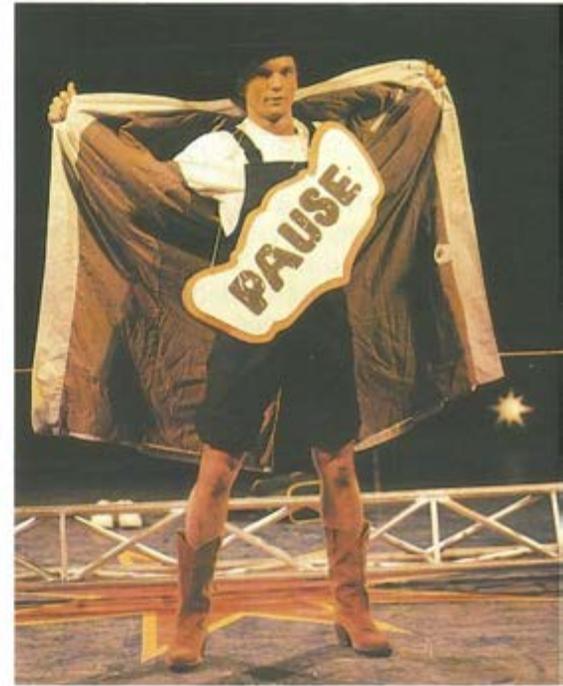
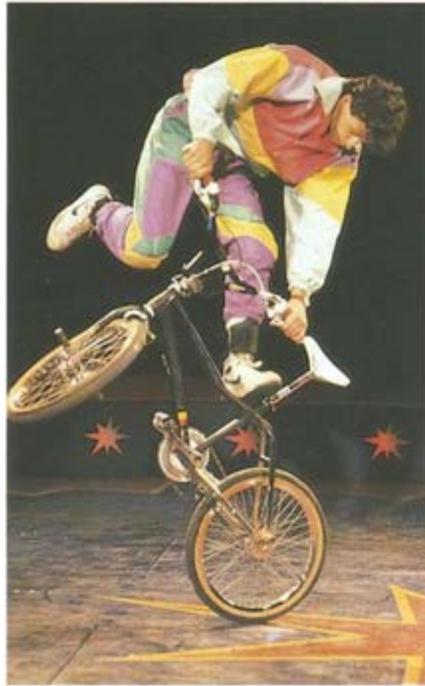
familie beherbergen. Mit wertvollen Holzsnitzarbeiten und edlen Glasfenstern erinnern sie an die alte Tradition des fahrenden Volkes. Die alten Zigeunerwagen, die tatsächlich so alt sind, wie sie aussehen, kommen aus Belgien, Frankreich und Holland. Nun sind sie liebevoll restauriert und nach den heutigen Ansprüchen ausgestattet – da fehlt auch das Telefon nicht. Mit drei alten Feuerwehruzugmaschinen und drei weiteren Zirkuswagen tuckerte „Flic Flac“ im Oktober und November 1989 erstmals über die Straßen des Ruhrgebietes. Im Frühjahr 1990 ist dann der Start bundesweit vorgesehen.

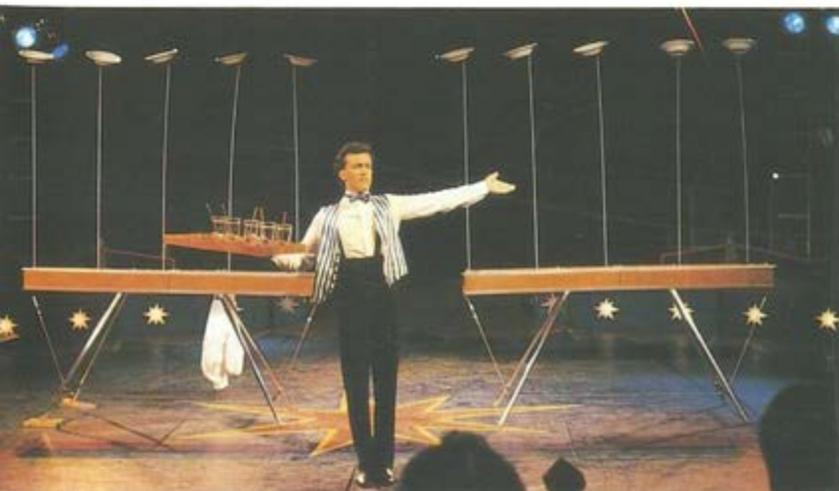
Was von außen wie Nostalgiepflege aussieht und in vielem an „Roncalli“ erinnert, wirkt im Zeltinnern ganz anders. Dort beherrschen eine moderne Licht- und Lautsprecheranlage, ein junges Zirkus-Orchester mit Synthesizer und elektrischem Schlagzeug das Bild.

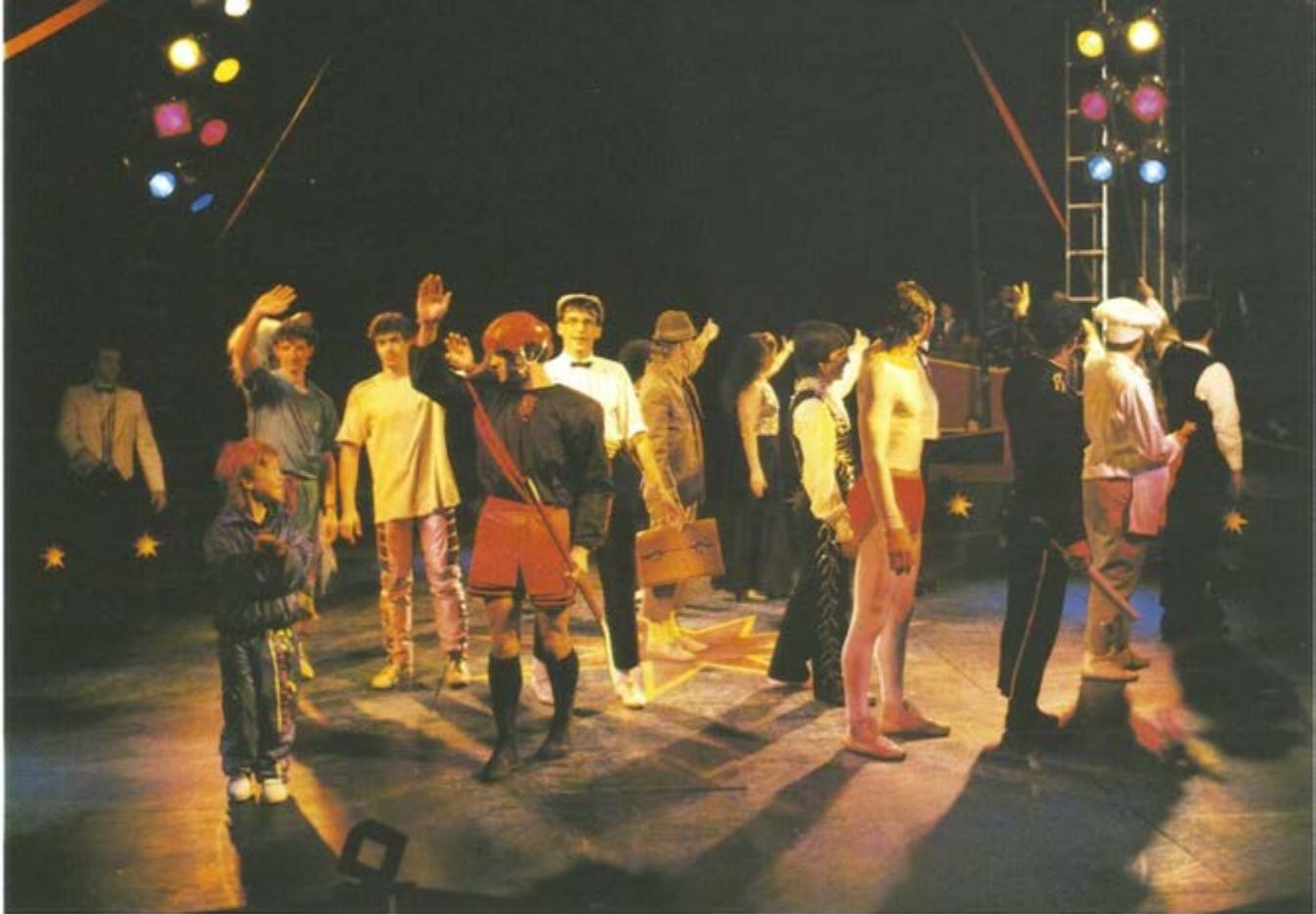
Damit sind wir beim Konzept der jungen Zirkusmacher. In vielem stand tatsächlich „Roncalli“ Pate. Seine Vorbildfunktion haben die Kasteins nie geleugnet, sondern in ihre eigenen Vorstellungen von einem Zirkus heute einbezogen: „Nicht Sensationshascherei und Todeskitzel, sondern ein artistisch-akrobatisches Feuerwerk mit viel Witz und Mut zur Spontaneität.“

„Flic Flac“ ist also anders: „In der sternenumsäumten Manege gibt es keine Sägespäne, sondern einen bunten Bühnenboden. Hier laufen keine Pferde im Kreis, machen keine Elefanten Männchen.“ Statt dessen: Artistische Könnler und tiefgründiger Humor ohne rote Nase.

Doch auch ohne dieses Attribut der Fröhlichkeit bleibt bei Herr Bert und Hubert kein Auge trocken. Die jungen Heidelberger sind in der







Jonglierszene zuhause, begannen auf der Straße und bei Galas. Seit etwa drei Jahren sind sie Profis. Ihre Zwischenspiele leben von der Komik des Augenblicks – erholsame Minuten des Luftholens für den Besucher, denn was sich ansonsten in der Manege abspielt, lässt hier und da schon den Atem stocken.

Salima Gomari (Sally), die als Zirkuskind das Metier von der Pike auf gelernt hat, verzaubert am Trapez. Stephane aus Frankreich zeigt, was man mit einem zweirädrigen Gefährt so alles machen kann – ohne Übung sind seine BMX-Künste allerdings nicht zur Nachahmung empfohlen. Lachsalven entlockt das Team Rosa dem Publikum. Die schwedischen Artisten brillieren mit verrückten Kastensprüngen, wie diese seit rund 30 Jahren immer wieder für Begeisterung sorgen.

Gute Nerven und Körperbeherrschung ist für Los Abilos aus Portugal mit seiner Rola-Rola-Nummer unerlässlich. Eigentlich wollte er wegen des hohen Risikos nie in einem neu beginnenden Zirkus auftreten; das Konzept der Kasteins aber überzeugte ihn. Wenn Tico aus den Niederlanden mit seinen Bällen Trommel spielt oder sie steppen lässt, ist das Jonglier-Kunst par excellence, die auch Carlo Bogino aus Italien mit seinen „Tanzenden Tellern“ unter Beweis stellt. Auch für die kleinen Zuschauer gibt es einen ganz speziellen Leckerbissen. Benno und seine Hunde garantieren Lacher: Schon mal einen Pintscher mit Löwenschwanz gesehen ...

Doch zu den artistischen Höhepunkten tragen die Zirkusmacher Benno und Lothar selbst bei.

Finale in der kleinen Zirkusarena: Der Gruß der Artisten gilt einem begeisterten Publikum.

Lothar produziert einen Salto nach dem anderen – mal vorwärts, mal rückwärts – auf dem Hochseil, während sich sein Sohn unten in der Manege in seine artistische Zukunft auf dem Hochseil träumt.

Feuchte Hände sind dann beim Riesenrad garantiert, mit dem die Kasteins unter der Zirkuskuppel waghalsige Akrobatik zeigen ...

„Flic Flac“ bestand seine Feuerprobe in Oberhausen. Nur mit der Hilfe des Publikums kann sich dieser Zirkus, der es verdient, in der bunten Welt der Manegen einen festen Platz erobern: Nicht umsonst heißt das Motto des Zirkus „Träume nicht Dein Leben, sondern lebe Deinen Traum!“

POESIE UND PROPAGANDA

*Feldpostpäckchen an 14 000 Oberhausener
Soldaten enthielten 1940 ersten
Heimatkalender*

DIETRICH BEHREND S

Das Gedicht heißt „Das Lied im Regen“ und beginnt so: „Im grauen Regen ruht die Stadt, jedwedes Ding ist grau. Die Menschen scheinen müd und matt, der ganze weite Himmel hat kein einz'ges Stücklein Blau.“ Auch die Verfasserin ist trüben Sinnes, geht still durch die Straßen, „der Regen tropft und rinnt“. Doch dann wird die triste Stimmung verscheucht. Aber nicht, wie man meinen könnte, durch die Sonne, die durch die Regenwolken bricht, das Jungvolk, der jüngste Nazi-Nachwuchs, bewirkt den Stimmungswandel: „Da – plötzlich tönt Fanfarenklang, gleichmäßig schallt der Pimpfe Schritt, und lustig klingen Spiel und Sang, die Leute stehn am Weg entlang und mancher lächelte und summt mit. Die Fahne rollt und rauscht und bläht, die Pimpfe ziehn mit keckem Sinn.“ Die graue Stadt ist nicht mehr grau, sogar die Regenpfützen lachen blinkend „und alles glänzt, was vorher matt ...“

Die „Pimpfe mit keckem Sinn“ kann man heute schmunzelnd zur Kenntnis nehmen, über die peinlichen Verse „Vor des Führers Bild“ von derselben Verfasserin nur den Kopf schütteln: „Wie andre vor ein heilig Bildnis treten, so trete ich vor des Führers Angesicht, und in mir ist an Gott ein tiefes Beten: Nimm alles! Nur den Führer nimm uns nicht.“ In der dritten Strophe schwärmt die Dichterin von Hitler: „So hart und klar durchdringt des Führers Blick mein Sein, und was in mir noch schwach gewesen, das muß vor diesen Augen Stück um Stück verderben oder endlich neu genesen.“

Diese Beispiele politischer Trivial-Dichtkunst im Dritten Reich finden sich im Oberhausener Heimatkalender 1941. Dieses „Lesebuch für die Oberhausener“ hatte bereits einen Vorgänger. Ein halbes Jahrhundert vor dem Erscheinungsjahr des Oberhausener Jahrbuchs 1990 ist zum ersten Male ein Heimatkalender erschienen, der sich ausschließlich an die Bürger der Stadt wandte.

In der vom Verlag der Rheinischen National-Druckerei Duisburg/Oberhausen herausgebrachten, von der Partei zur „Weckung und Festigung“ des Heimatbewusstseins und im Bombenkrieg zur Stärkung der Heimatfront geförderten Kalenderserie galt dies auch für die Ausgaben 1941 und 1942. Im Rahmen dieser Serie gab es auch Heimatkalender für Essen, Duisburg und Mülheim sowie für die Landkreise Moers, Geldern, Kleve, Wesel und Dinslaken. Ab 1943 war der Verlag aus „kriegsbedingten Gründen“ nicht mehr in der Lage, für jede Stadt bzw. jeden Kreis im Gebiet Ruhr/Niederrhein einen eigenen Kalender zusammenzustellen, sondern gezwungen, das ganze Gebiet von Kleve bis Essen in einem Kalender zusammenzufassen. Dieser „Kriegs-Heimatkalender“ kam – jeweils für das folgende Jahr – gegen Ende 1942, 1943 und 1944 heraus. Wer sich für die Geschichte unserer näheren Heimat interessiert, dem bieten diese sechs Kalenderausgaben informativen Lesestoff. Als Spiegelbild der Zeit, in der sie erschienen, sind diese Kalender aus zeitgeschichtlicher Sicht bemerkenswert.

Im Vorwort zum ersten Heimatkalender, im November 1939 von Oberbürgermeister Gelberg unterschrieben, findet sich noch kein Hinweis auf den Krieg. Polen war zerschlagen, Hitler und Stalin waren dabei, Ost- und Südosteuropa unter sich aufzuteilen.

In der Heimat wurde der Krieg noch nicht so recht ernst genommen. Wilhelm Seipp („Von Weltmeeren, Hochgebirgen, Gletschern und Steppen in unserer Heimat – Bilder aus Oberhausens

„Aus dem ländlichen Norden unserer Stadt“ lautet der Text zu diesem ganzseitigen Foto aus dem Oberhausener Heimatkalender von 1940. Das Bildmotiv gehört längst der Vergangenheit an. Traktoren haben die Vierbeiner abgelöst, der Landmann schreitet nicht mehr hinter dem Pflug, sondern sitzt hinter dem Lenker. Der Fahrersitz ist gut gefedert. Im Zuge der starken Bautätigkeit nach dem Zweiten Weltkrieg sind die landwirtschaftlich genutzten Flächen in den Ortsteilen Königshardt, Schmachtendorf und Holten stark geschrumpft.



Wenige Wochen vor Ausbruch des Zweiten Weltkriegs feierte Holten das Jubiläum „500 Jahre Holtener Schützen“. Unser Bild aus dem Heimatkalender 1941 zeigt einen Schnappschuß vom Festzug auf der Bahnstraße. Graf Engelbert, der Holtener Stadtgründer, und Gräfin Mechtildis hoch zu Roß, von Herolden begleitet. Über den Festverlauf berichtet der Holtener Heimatforscher Fritz Gebne, der für die Heimatkalenderserie 1940 bis 1945 eine Reihe von Arbeiten geliefert hat.



Wenige Monate vor Schließung aller Theater im „totalen Krieg“ wirbt das Oberhausener Theater mit diesem Bühnenbild aus „Die Hochzeit des Figaro“ in einer ganzseitigen Anzeige im Kalender 1944 für den Theaterbesuch. Wie in den Kalenderausgaben davor findet sich die Theaterwerbung auf der Rückseite des Titelblatts, das 1944 eine Bauernmaid bei der Kornernete – eine Zeichnung – zeigt.

Attraktion der „Ständigen Ausstellung der GHH-Konzern-Werke“ auf dem Gelände der früheren Zeche Oberhausen an der Essener Straße war das Unterlagekino auf der siebten Sohle in einer Teufe von 609 m, das tiefste Kino der Welt. Diese Bildanzeige findet sich im Oberhausener Heimatkalender von 1940.

erdgeschichtlicher Vergangenheit“), Fritz Gehne, sein Spezialgebiet war Holten, Osterfeld-Kenner Hubert Rütter, Johann Uhlenbruck, Johann Belgrath, Dr. H. Wefelscheid und vor allem Wilhelm Wolf sind die Autoren der heimatgeschichtlichen Beiträge, Anneliese Lakotta und Karl Broermann der Erzählungen aus alter Zeit – Autorennamen, die auch in den folgenden Heimatkalender-Ausgaben auftauchen.

Vorzügliches Getränk

Von den Berichten aus dem Wirtschaftsleben unserer Stadt haben diejenigen heimatgeschichtlichen Wert, die sich mit Unternehmen bzw. Einrichtungen beschäftigen, die bereits der Vergangenheit angehören. So wird im Kalender 1940 die Oberhausener Glasfabrik Funke und Becker vorgestellt und – mit Fortsetzung im Kalender 1941 – die Entwicklung der Brauerei Meininghaus in Sterkrade geschildert. Ausgerechnet Biermann hieß der Bierbrauer, der in den 70er Jahren des vorigen Jahrhunderts in der Nähe der Sterkrader Eisenhütte eine kleine Brauerei einrichtete. Der Betrieb hatte einen schweren Start, entwickelte sich nur langsam, wechselte mehrfach den Besitzer. 1908 trat der Kaufmann Edgar Meininghaus aus Dortmund als alleiniger Geschäftsführer in die Firma an der Vestischen Straße bei Dreilinden ein. Das Unternehmen nannte sich damals „Sterkrader Brauhaus GmbH“. In dem 1939 geschriebenen Bericht heißt es: „Es ist das Verdienst der Familie Meininghaus, dem Unternehmen den jetzigen Umfang gegeben zu haben. Heute beliefert die Brauerei Meininghaus GmbH als einzige Brauerei Groß-Oberhausens einen großen Teil der hiesigen Wirte mit ihrem vorzüglichem Getränk.“ In

den 50er Jahren kapitulierte das Unternehmen vor dem Konkurrenzdruck der Großbrauereien.

Kino in 609 m Tiefe

Im Hinblick auf die heutige Diskussion um ein Industriemuseum auf dem Altenberg-Gelände von besonderem Interesse sind die Zeilen über die Werksausstellung des GHH-Konzerns, die sich im Kalender 1940 in einem Bericht über die GHH als Keimzelle der Großindustrie finden. Die als „Wirtschafts- und Kulturfaktor“ gewürdigte Ausstellung war auf dem Gelände der früheren Zeche Oberhausen an der Essener Straße auf einer Fläche von 5000 m² in Hallen untergebracht, wo einst die Fördermaschinen liefen. Wie in dem Bericht ausgeführt wird, haben seit 1935 mehr als 250000 Besucher das Tor zu den Ausstellungshallen passiert. „Unter sachkundiger Führung beginnt die Besichtigung der Werksausstellung mit einer Grubenfahrt zur 7. Sohle der früheren Zeche in 609 m Tiefe.“ Hier befand sich als Attraktion das tiefste Kino der Welt, wo Filme aus der Arbeit des Bergmanns gezeigt wurden. Die Besichtigung mit Grubenfahrt dauerte drei Stunden, Führungen waren täglich außer donnerstags um 9 und um 15 Uhr. „Die Einteilung zur Grubenfahrt erfordert rechtzeitige vorherige Anmeldung unter Angabe der Teilnehmerzahl“, wird in einer Anzeige der GHH im Inseratenteil des Kalenders vermerkt.

Paul Eckhold besingt in 30 Verszeilen die Burg Vondern, dazu eine Zeichnung des Osterfelders Leo Strehe, Stadtbaurat Moll beschreibt Oberhausens Wälder und Grünanlagen, Dr. Bechthold „Das Leben in unseren Teichen und Bächen“. Hermann Hagedorn serviert eine Schmunzelgeschichte in Mundart, ein ganzseitiges Foto „Aus dem

ländlichen Norden unserer Stadt“ zeigt einen Landmann hinter einem von zwei kräftigen Rössern gezogenen Pflug.

Die erste Saalschlacht

Nach soviel heimatlich-besinnlichem Lesestoff geht es zum Schluß der ersten Kalenderausgabe politisch zur Sache, kommt die Nazi-Propaganda im Saalschlachtjargon zum Vorschein. Ein „Teilnehmer“, der es vorgezogen hat, ungenannt zu bleiben, schildert die Gründung der Ortsgruppe Oberhausen der NSDAP und die erste Saalschlacht am 12. Oktober 1926. Was der unbekannt „alte Kämpfer“ aus seiner durch Fanatismus und Intoleranz getrüben Sicht zur damaligen politischen Szene Oberhausens zu Papier brachte, liest sich wie folgt: „Noch triumphierte die schwarze, schwarz-rot-goldene, rote und knallrote ‚Gemeinschaft‘ in Oberhausen, noch waren Männer wie Schneider (Rotfront), Albertz (SPD/Reichsbanner) und Faßbender (Zentrum) am Ruder und kuhlhandelten miteinander um die Wette. Uns jungen Nationalsozialisten brannte es in der Seele ob solcher ‚Führung‘ in Staat und Gemeinden, und wir nahmen uns vor, diesem ganzen verlogenen System in Oberhausen nunmehr durch uns ein Ende zu bereiten. Wir trafen uns, etwa 30 Personen, bei Gosepath in der Düppelstraße. Sofort nach der Gründung begann der Kampf...“

„Wenn ihr nicht ruhig seid ...“

Die Saalschlacht fand im Lokal Fischer, Ecke Nohl- und Marktstraße, statt, wo auf einer SPD-Versammlung der Sozialist Emil Barth, Mitglied des ersten Rates der Volksbeauftragten vom November 1918 in Berlin, sprechen sollte. Originalbericht: „Wir wollten unbedingt vermeiden, daß dieser Vaterlands-

verräter noch einmal unsere Helden des Weltkrieges besudeln konnte.“ Der kleine Haufen der Oberhausener Nazis forderte Verstärkung aus der Nachbarschaft an, darunter auch den Beecker SA-Sturm. Nur etwa 15 Nazis erschienen in Uniform, der größere Teil der Saalkämpfer mogelte sich unter Leitung des Beecker Sturmführers in Zivil in die Versammlung. Laut Bericht warnte Hermann Albertz, der während der Nazi-Diktatur in einem KZ ums Leben gekommene Vater von Luise Albertz, die ungebetenen Gäste in der Begrüßungsansprache vor der Schlagkraft des Reichsbanners: „Wenn ihr nicht ruhig seid, bekommt ihr Schläge, wie ihr sie noch nie bekommen habt“, soll er gesagt haben. Originalbericht: „Diese Äußerungen sowie die darauffolgende Rede des Verbrechers Barth waren für uns das Signal zum Angriff: Im Zeitraum eines Augenblicks bewegte sich im Saal eine schlagende, werfende, schreiende und brüllende Masse, kein Stuhl, kein Tisch, keine Scheibe, keine Tür im ganzen Saal blieb unversehrt.“ Eine Tochter von Hermann Albertz (ob es Luise Albertz oder ihre Schwester war, geht aus dem Bericht nicht hervor) mußte Krankenschwester spielen und die Verletzten auf SPD-Seite versorgen. Der Nazi-Schreiber: „Ein jeder SA-Mann hatte sich tapfer geschlagen und mutig kämpfend zum Sieg beigetragen.“

„Arbeiten, arbeiten, arbeiten“

Als gleichsam offiziellen Beitrag der Partei enthält jede der sechs Kalenderausgaben eine von einem NS-Propagandisten verfaßte „politische und zeitgeschichtliche Jahreschau“. An diesen Jahresrückblicken läßt sich das Kriegsgeschehen von den größten Triumphen Hitlers 1939/40 bis kurz vor dem

Zusammenbruch von 1945 ablesen. Bei den Erfolgen Hitlers zu Beginn des Krieges konnte es sich der Schreiber, ein Gauamtsleiter, in seiner Darstellung der politischen Entwicklung noch leisten, sich über die westlichen Demokratien zu mokieren, sie lächerlich zu machen: „Es zeigte sich deutlich der große Unterschied zwischen der staatsmännischen Weisheit und geistigen Überlegenheit unseres Führers und der jüdischen Hast und zappelnden Unsicherheit der demokratischen Weltbeglucker in anderen Ländern.“ In einem Bericht „Front und Heimat“ über die Aufgaben der Heimat im Krieg wird Hermann Göring zitiert: „Arbeiten, arbeiten und arbeiten bis dort-hinaus!“

„Mitten im Geschehen des größten Krieges aller Zeiten, den englisch-französische Mißgunst gegen das aufsteigende Deutschland entfesselte, tritt der zweite Oberhausener Heimatkalender seinen Weg in die Öffentlichkeit an“, heißt es unter dreister Tatsachenverdrehung bezüglich der Schuld am Kriegsausbruch 1939 im Geleitwort für den Kalender 1941, geschrieben im September 1940 von Bürgermeister Dr. Legge. Oberbürgermeister Gelberg war gefallen. Dr. Legge: „Ich möchte mein Vorwort nicht schließen, ohne des Heldentodes unseres Oberbürgermeisters am 5. Juni 1940 in der Schlacht von Frankreich zu gedenken, dem es vorbehalten war, dem ersten Oberhausener Heimatkalender das Geleit zu geben.“

„Haßerfüllte Weltplutokratie“

Im Heimatkalender 1941 ist die NS-Propaganda nach vorn gerückt. Gleich hinter dem Kalenderteil läßt sich ein Gauhauptstellenleiter unter der Überschrift „Des Führers Ziel: Friede und Aufbau“ wie folgt

aus: „Der Krieg, den die haßerfüllte Weltplutokratie, verborgen hinter sogenannten demokratischen Staatsgebilden, unter Mißachtung aller Friedensbemühungen des Führers dem deutschen Volk aufzwing, begann mit einer Vernichtungsschlacht, die bis dahin beispiellos in der Kriegsgeschichte aller Zeiten und Völker dastand.“ Gemeint ist der Polenfeldzug, dem als „noch größere Schlacht“ – nach der Besetzung Norwegens und Dänemarks – der Frankreichfeldzug folgte. Im Hochgefühl des Jubelns über Hitlers Siege schreibt der Gauhauptstellenleiter für den Oberhausener Heimatkalender: „England, der Hauptfeind, steht nunmehr allein da. Das britische Weltreich und damit die Weltplutokratie muß in die Knie gezwungen und seine Macht erledigt werden, damit Europa, damit die Welt endlich Ruhe haben vor den verbrecherischen Friedensstörungen des Raubstaates.“

Der Bericht des Kreisleiters Wilhelm Ziegler über den Einsatz der Partei im Krieg beleuchtet schlagartig die beherrschende Stellung der NSDAP in der Stadt, macht deutlich, daß der Kreisleiter das Sagen hatte: „In enger und dauernder Zusammenarbeit mit dem Wirtschaftsamt der Stadt und den zuständigen Wirtschaftsverbänden hat die Partei Einfluß auf die Verteilung der lebensnotwendigen Güter genommen. Insbesondere waren es die durch den Krieg entstandenen Transportschwierigkeiten, die eine plan- und zweckmäßige Lenkung erforderten.“ Für diese Lenkung sorgte der Kreisleiter, „um jene Erscheinungen zu verhindern, wie wir sie aus dem letzten Krieg noch in Erinnerung haben.“

Ziegler weiter: „Dazu gehört auch die Mitwirkung der Partei bei Ab-

Bergmann mit Grubenlampe: Dieses Foto in einem der letzten Kriegs-Heimatkalender soll nach den Vorstellungen der Nazi-Propagandisten die Bereitschaft der Kumpel an der Ruhr dokumentieren, an der Heimatfront ihren Beitrag zum Endsieg zu leisten.



Nazipropaganda im Oberhausener Heimatkalender während des Zweiten Weltkrieges: „SA.-Mann im weltanschaulichen Kampf“. Die vom Verlag der Rheinischen National-Druckerei Duisburg/Oberhausen herausgebrachte Kriegs-Heimatkalenderserie wurde von der Essener Gauleitung zur „Weckung und Festigung“ des Heimatbewußtseins und im Bombenkrieg zur Stärkung der Heimatfront gefördert.



Obwohl es nichts mehr zu kaufen gab – lebensnotwendige Dinge waren nur auf Bezugschein erhältlich –, erschien doch der Heimatkalender 1945 mit ziemlich umfangreichem Anzeigenteil. Die Buch- und Kunsthandlung Gentsch schmückte ihre Anzeige mit einem Foto von der noch unbeschädigten mittleren Marktstraße (mit dem damaligen Haus der Firma). Als der Kalender erschien, lag die Oberhausener Hauptgeschäftsstraße weitgehend in Trümmern. Auf dem damaligen Gentsch-Grundstück befindet sich heute die Stadtparkasse.

Im Heimatkalender 1945 wird das Schaffen des Heimatschriftstellers und Naturforschers Hugo Otto gewürdigt, der als Sohn des Försters von Fernwald einen Teil seiner Jugend in Königshardt verlebte und dort den Kramtsvogelfang erlebt hat. In der letzten Ausgabe des Kriegs-Heimatkalenders beschreibt er einen Kramtsvogelberd. Der in Moers als Pädagoge tätige Otto wurde im März 1945 70 Jahre alt.

stellung aller Mißstände und Erscheinungen, die zur Schwächung der Stimmung und der Einsatzbereitschaft der Bevölkerung beitragen können.“ Das heißt im Klartext, daß die Partei sich Polizeibefugnisse anmaßte und einen Spitzeldienst unterhielt. Der Kreisleiter wird in seinem Bericht deutlicher: „Unser ausgedehnter Organisationsapparat gab uns die Möglichkeit, eine Reihe von Volksschädlingen zu ermitteln und ihrer verdienten Strafe zuzuführen.“ Die Brutalität der Nazi-Diktatur kommt auch in folgender Formulierung des Kreisleiters zum Ausdruck: „Wo immer wir auf Äußerungen staatsfeindlicher oder landesverräterischer Haltung stießen, wurde rücksichtslos durchgegriffen.“

Dümmlicher Hochmut spricht aus dem im Heimatkalender veröffentlichten Brief eines Soldaten über Gefechte mit Engländern in Nordnorwegen: „Laufengehen und Überlaufen sind ihre Hauptstärke. Es ist ein feiges und vor allem gemeines Pack. Es ist viel zu schade, sie überhaupt gefangenzunehmen.“ Für Text und Inhalt des Kalenders zeichnete Schriftwalter – eine von den Nazis erfundene Berufsbezeichnung – und Verlagsleiter Willi Tries vom Verlag Rheinische National-Druckerei verantwortlich.

500 Jahre

Holtener Schützen

Der Heimatkalender ein Propagandainstrument der Nazis? Nicht nur, denn auch die Ausgabe 1941 bringt durchaus auch das, was Leser von einem Buch dieser Art erwarten. Da berichtet Fritz Gehne über „Das große Not- und Hungerjahr 1816“, in dem es von April bis Oktober mit nur kurzen Unterbrechungen regnete, sodaß nicht nur die Bäche über die Ufer traten, son-

dern der Rhein die gesamte rheinische Niederung überflutete und durch die lange Dauer des Stauwassers jeglichen Pflanzenwuchs verhinderte. Die gesamte Korn- und Heuernte ging verloren, alle Gartenfrüchte verfaulten. Betroffen war auch der Kreis Dinslaken, zu dem damals die Bürgermeisterei Holten mit Sterkrade gehörte. Gehne ist weiter mit einem Bericht über die ersten auf der Werft Ruhrort der GHH-Vorgängerin „Hütten-gewerkschaft und Handlung Jacobi, Haniel und Huysen“ gebauten Rheindampfer, einer Naturbeschreibung „Im Sterkrader Winterwald“, einer Arbeit über Holtener Familienforschung und einem verspäteten Bericht über das Jubiläum „500 Jahre Holtener Schützen“ vertreten. Die Holtener feierten das Jubiläum vom 8. bis 10. Juli 1939, also wenige Wochen vor Ausbruch des Zweiten Weltkriegs. Höhepunkte des Festes war der historische Umzug. Ein Foto zeigt den Holtener Stadtgründer Graf Engelbert von der Mark und seine Gemahlin Mechtildis hoch zu Roß, von Herolden begleitet, im Festzug auf der Bahnstraße.

1840, vor 150 Jahren, wurde mit dem Hammerwerk Neu-Essen an der Emscher die erste Anlage der späteren Gutehoffnungshütte auf Alt-Oberhausener Gebiet errichtet. An dieses für die Oberhausener Industriegeschichte bedeutsame Ereignis erinnert Wilhelm Wolf, der in einem weiteren Beitrag für den Kalender 1941 sich mit einem Schuljubiläum beschäftigt: „Hundert Jahre erste Alstadener Schule (1841–1941).“ Hubert Rüter wählte sich als Themen für diesen Kalender die Entstehung der GHH-Werkssiedlung Eisenheim und das Jubiläum 50 Jahre Gemeinde Osterfeld (1891–1941). Heinrich

Schmitz („Der Martinstag war ein wichtiger Tag im Kalender unserer Vorfahren“), Johann Belgrath („Von den Pilzen unserer Heimat“), Karl Broermann und Anneliese Lakkotta sind weitere Autoren.

„In eiserner Disziplin“

In dieser Kalenderausgabe geht es auch um das schlechte Image des Ruhrgebiets. Während einer Zugfahrt unterhält sich die Verfasserin des Beitrags mit einer Dame aus irgendeiner anderen Gegend Deutschlands über den Kohlenpott. „Da möchte ich nicht begraben sein“, meint die Dame. Als Grund für ihre Abneigung gibt sie an, einmal durch Essen gefahren zu sein. Die Verfasserin empört: „Ausgerechnet Essen, die Waffenschmiede des Deutschen Reiches, wie es der Führer selbst genannt hat!“ Zu einem Bericht „Aus der Arbeit der NS-Frauenschaft im Krieg“ ist ein Foto veröffentlicht, das Frauen der Ortsgruppe Lirich bei der Wäsche im Oberhausener Ortslazarett zeigt. In dem Bericht wird der Führer zitiert: „Ich erwarte von der deutschen Frau, daß sie sich in eiserner Disziplin in die große Kampfgemeinschaft einfügt.“

„Noch tobt der Kampf der Waffen um die Schaffung eines neuen Europas, und somit ist auch der dritte Heimatkalender wieder ein Kriegskalender“, stellt Bürgermeister „und derzeitiger Leiter der Stadtverwaltung“ Dr. Legge im Geleitwort für den Kalender 1942 fest. Er schließt sein „Zum Geleit“ mit einem „Gruß an unsere Soldaten, an die vielen Söhne unserer Stadt, die heute unter Waffen stehen, um Volk und Heimat, Haus und Herd zu schützen. November 1941. Heil Hitler!“

Der Krieg bestimmt immer stärker den Inhalt des Kalenders. Unter der Überschrift „Oberhausener Solda-

ten danken für den Heimatkalender“ wird berichtet, daß die NSDAP, Amt für Wohlfahrt, einem Wunsch des Gauleiters Terboven entsprechend, wie Weihnachten 1939 auch zu Weihnachten 1940 eine Feldpostaktion durchführte. 14 000 Feldpostpäckchen, 1000 Gramm schwer, „mit allerlei nützlichen und brauchbaren Gegenständen für den Soldaten wurden an die Oberhausener im grauen Rock verschickt.“ Und weiter: „Die Stadtverwaltung stellte in lobenswertem Wettstreit mit der NSDAP für jedes Päckchen ihren Heimatkalender zur Verfügung als ein Gruß der Vaterstadt an ihre tapferen Söhne.“ Die Oberhausener Soldaten erweisen sich als dankbare Söhne ihrer Vaterstadt: „Zahlreiche Dankschreiben fanden aus allen Teilen Europas den Weg nach Oberhausen.“

Ein an der französischen Kanal-küste stationierter Soldat beschreibt die Urlaubsheimfahrt mit der Eisenbahn nach Oberhausen. Gedichte im Kalender haben Überschriften wie „Einem gefallenem Freund“ oder „Heldentod“.

„Sieg Heil“

auf der ersten Granate

In einem im Kalender 1942 abgedruckten Feldpostbrief von der Ostfront (Peipussee) vom 27. Juli 1941 an die SA-Standarte 144 schildert ein SA-Sturmführer, wie er als Artillerie-Unteroffizier den deutschen Überfall auf Sowjetrußland erlebt hat. Auf die erste Granate, die aus seinem Geschütz auf den neuen Feind abgefeuert werden sollte (im Kalender 1941 ist von der Sowjetunion noch als der „starken, mit dem Reich befreundeten Macht“ die Rede), malte der Sturmführer im grauen Rock mit Kreide „Sieg Heil unserem Führer!“ Der Mann schreibt weiter: „Punkt 3.05 Uhr

(am 22. 6.) begann der Tanz, an der ganzen Front brach die Hölle los. Der Russe wurde so richtig im Schlaf überrumpelt.“ Seinen nach den ersten Kämpfen gewonnenen Eindruck von den sowjetrussischen Soldaten bringt der Sturmführer an der Ostfront so zum Ausdruck: „Hier hat man es nicht mit Soldaten, sondern mit dem rohesten Verbrechergesindel zu tun, das die Welt je gesehen hat. Unser Führer will ein sauberes Europa schaffen, da hat dieses Verbrecherpack keinen Platz.“

Größenwahn und Rassendünkel kommen auch in dem Jahresrückblick zum Ausdruck, in dem der Gauhauptstellenleiter auch diesmal wieder den Lesern des Heimatkalenders politischen Unterricht erteilt. Seine Jahresschau endet mit der Eroberung von Odessa „durch unsere rumänischen Waffenbrüder“ am 16. Oktober 1941. Und so sieht der NS-Schreiber den weiteren Gang der Dinge: „Unsere freigewordenen Streitkräfte holen zum letzten Schlag aus. Ein Riesereich, vor dem halb Europa erzittert, wird vom Schicksal erfaßt.“

Wie aus dem Ei gepellt

Als besonderes Kapitel der Geschichte des Zweiten Weltkrieges ist die Kinderlandverschickung zu werten, über die in der Heimatkalender-Ausgabe 1942 berichtet wird. „In dem Bestreben, der Jugend in den luftgefährdeten Gebieten die unvermeidlichen Belastungen des Krieges so weit wie möglich zu ersparen, ordnete der Führer die erweiterte Kinderlandverschickung an“, wird in dem Bericht ausgeführt. Und weiter: „Er stellt auch in Oberhausen die Partei vor eine neue Aufgabe. In kürzester Zeit galt es, möglichst viele Kinder aus unserer Stadt herauszuführen und für unbestimmte Zeit die Pflichten

des Elternhauses an ihnen zu übernehmen. Die Jungen und Mädchen verleben herrliche Wochen und Monate in ruhigeren und schöneren Gebieten unseres großen deutschen Vaterlandes, ja sie genießen den Segen des deutschen Sozialismus mitten im Krieg.“ Mit den Gebieten „unseres großen deutschen Vaterlandes“ sind Böhmen und Mähren (Protektorat) gemeint, wo für die Einrichtung von KLV-Lagern Hotels, Pensionen, Schlösser und Burgen beschlagnahmt und für die Unterbringung der 10- bis 14jährigen besonders hergerichtet wurden. Der Berichterstatter fand die Oberhausener Mädchen in international bekannten Badeorten – „für unsere Kinder ist das Beste gerade gut genug“ – „wie aus dem Ei gepellt“ vor.

Autoren der unpolitischen Beiträge des letzten rein Oberhausener Kalenders der Kriegsserie sind die schon genannten Heimatforscher, Naturkundler und Erzähler. In einem Beitrag „Zur Geschichte der Sterkrader Volksschule“ weist Heinrich Schmitz nach, daß 1687 auf dem heutigen Großen Markt das erste Sterkrader Schulhaus errichtet wurde. Das Grundstück war Eigentum des Klosters, die Äbtissin überließ es der Gemeinde gegen eine jährliche Pacht von einem Reichstaler. Hubert Rütter berichtet von den Kiesablagerungen am Vonderberg in Osterfeld und beschreibt die damals noch in Betrieb befindliche Kieswäscherei mit Sortierungsanlage. Von dort wurde der Kies mit der Werksbahn zum Bahnhof Osterfeld-Nord befördert und auf Reichsbahnwaggons umgeladen.

Über den Kalender 1943, die erste gemeinsame Ausgabe für das Gebiet Ruhr/Niederrhein, kann hier nicht berichtet werden, diese Aus-

gabe fehlt im Stadtarchiv. Sicherlich haben einige Exemplare den Bombenkrieg überstanden und stecken in Oberhausener Bücherschränken. Archivleiter Walter Hingmann würde sich freuen, wenn sich ein Besitzer dieses Kalenders dazu entschließen könnte, das Exemplar dem Stadtarchiv im Schloß Oberhausen zur Verfügung zu stellen.

Heroischer Widerstand

Eine Bauernmaid bei der Korn-ernte schmückt als Zeichnung das Titelblatt des 1943 vorbereiteten Kriegskalenders für 1944. Auf der Rückseite wirbt das Oberhausener Theater in einer Anzeige mit einem Bühnenbild aus „Die Hochzeit des Figaro“ – und das wenige Monate vor Schließung aller Theater im Reich. Denn die Kriegslage hat sich inzwischen für Hitler-Deutschland dramatisch verschlechtert. Der Verfasser der Rückschau auf das Kriegsjahr 1943, diesmal ein Schriftwalter und Museumsdirektor aus Essen, mußte sich Erklärungen für schwere Niederlagen und Rückschläge – Stalingrad, Zusammenbruch der Nordafrika-Front, „schnöder Verrat der italienischen Königsclique“ und Landung der Amerikaner und Engländer in Süditalien – und Worte der Hoffnung auf den Endsieg, des Trostes und der Zuversicht für die immer schwerer unter dem Bombenkrieg leidende Zivilbevölkerung im Ruhrgebiet einfallen lassen: „Ebenso wie die Front aus stahlharten Soldaten im Osten in treuer Pflichterfüllung heroischen Widerstand leistet, so hält die Bevölkerung der luftbedrohten Gebiete aus in dem todbringenden Ansturm der feindlichen Bomber. Im felsenfesten Vertrauen zu uns selbst und unserem Führer werden wir das Schicksal meistern zur Vernichtung unserer Feinde, aber zum

Segen und zur Größe Deutschlands.“

„Ritter, Tod und Teufel“

In einem Holzschnitt „Ritter, Tod und Teufel“, zu dem ein Gedicht gehört, meistert der Ritter in Gestalt eines deutschen Soldaten das Schicksal. Der Landser „mit zornig flammendem Blick“ (Gedicht) boxt den Knochenmann – dieser mit Sowjetsoldatenmütze auf dem Schädel – mit einem kräftigen K.-O.-Schlag nieder. Im Hintergrund verkrümelt sich ängstlich der Teufel, dargestellt als Jude aus dem Hetzblatt „Der Stürmer“.

Die heimatgeschichtlichen Beiträge in dem für das gesamte Gebiet Ruhr/Niederrhein zusammengestellten Kalenderstammen nur zum Teil aus Oberhausen. „Auf dem Wasser quer durch Oberhausen“ nennt Hans Jacobs die Schilderung einer Kanalfahrt von Lirich nach Delwig mit Foto vom DLRG-Heim am Kanal. Daß es bereits vor der Eröffnung der Oberhausener Straßenbahn einen Liniendienst gab, erfährt man aus dem Bericht „Aus den Anfängen unserer Straßenbahn“ von Gustav Goertzen. Weil viele Oberhausener auf den Thyssen-Werken Mülheim und umgekehrt Mülheimer bei der GHH arbeiten, kam Anfang der 90er Jahre des vorigen Jahrhunderts der Styruer Fuhrunternehmer Becker auf die gewinnbringende Idee, zwischen beiden Städten eine private Omnibusverbindung einzurichten. Die mit Pferden bespannten Wagen rollten zwei- bis dreimal täglich von der Sterkrader Hütte über die Sterkrader- und Mülheimer Straße bis Marktplatz Mülheim, der Fahrpreis betrug für die gesamte Strecke 20 Pfennig. Dagegen scheiterten die offiziellen Oberhausener Bemühungen um eine „Straßenbahnhe“ mit Mülheim; die Rivali-

tät zwischen beiden Städten war zu groß. 1897 nahm deshalb Oberhausen als erste deutsche Stadtgemeinde den Straßenbahnbetrieb in eigener Regie auf.

„Kriegsgewichtiger Platz“

1944 stand es auf der Kippe, ob es im „totalen Krieg“ möglich sein werde, einen Heimatkalender für 1945 herauszubringen. Im Geleitwort für die Ausgabe 1945 stellte der Verlag die Situation wie folgt dar: „Im vergangenen Jahr erforderte der Krieg alle Kräfte des gesamten deutschen Volkes. Es war notwendig geworden, alles, was nicht direkt der Erringung des Endsieges dient, zurückzustellen. Fast schien es so, als ob auch der Heimatkalender vor den gewaltigen Forderungen des Krieges hätte zurücktreten müssen. Wenn wir trotzdem auch in diesem Jahr wieder zu unseren Freunden an der Front und in der Heimat durch unseren Heimatkalender sprechen dürfen, so entnehmen wir daraus die Gewißheit, daß unser Buch auch jetzt noch seinen kriegsgewichtigen Platz behauptet hat.“

Zwar mußte der Verlag improvisieren: Im Kalenderteil finden sich dieselben „Blut und Boden“-Bauernzeichnungen wie in der Ausgabe 1944. Aber es ist erstaunlich, daß es unter den vor allem durch die Luftangriffe bedingten widrigen Umständen des zweitletzten Kriegsjahres möglich war, wieder eine fast 200 Seiten starke Ausgabe herauszubringen, sogar wieder mit Anzeigenteil, obwohl es fast nichts – lebensnotwendige Dinge nur auf Bezugsschein – zu kaufen gab. Die Anzeige der Firma Albert Gentsch (Bürobedarf) ist mit einem Foto versehen, das die unversehrte mittlere Marktstraße zeigt. Das Haus Gentsch befand sich damals Marktstraße 87. Bei Erscheinen des Ka-

lenders lag die Marktstraße weitgehend in Trümmern.

Kämpfende Heimat

Die durch den Bombenkrieg stärksten Belastungen ausgesetzte „Heimatfront“ lieferte den Stoff für Berichte, Betrachtungen und Gedichte im letzten Kriegsheimatkalender. Hier einige Überschriften: „Was die Heimat ist?“ (Gedicht), „Kämpfende Heimat – Nach einem Bombenangriff“ (zu diesem Bericht aus Essen ein Foto, auf dem eine wegen Zerstörung der Oberleitung eingesetzte Schmalspurdampflokomotive drei Straßenbahnanhänger zieht), „Zwischen Trümmern“ (Gedicht von Gerhard Steinhauer: „Zwischen Trümmern eingekerkert blüht der Rhododendronstrauch“) und „Die Arbeit am Werk geht weiter“ (Bericht). Fotos zeigen eine inmitten von Trümmern in einem aus zusammengesuchten Ziegelsteinen notdürftig aufgebauten Schuppen untergebrachte Bäckerei (Bildtext: „Der Wille zum Leben ...“), die Beisetzung von Opfern eines Fliegerangriffs und die Verleihung von Kriegsverdienstkreuzen an Volksgenossen, die sich bei einem Luftangriff ausgezeichnet haben.

Mit „Deutschlands Kampf um die Zukunft“ ist der Rückblick auf 1944 überschrieben, in dem der Verfasser – wieder der Schriftwart und Museumsdirektor aus Essen – ungeschminkt die Lage schildert. Es gab auch nichts mehr zu beschönigen: Vormarsch der Sowjets im Südteil der Ostfront bis zum Balkan mit Kapitulation der Rumänen und Bulgaren (Zitat aus dem Text: „So kämpften sich unsere tapferen Grenadiere zurück und standen, allein auf sich gestellt, dem fast unerschöpflichen sowjetischen Kriegspotential gegenüber“), Landung einer riesigen anglo-amerikani-

schen Streitmacht in der Normandie das Attentat auf Hitler am 20. Juli (Zitat: „Ein gütiges Schicksal ließ den Führer unverletzt, und die so schnöde an Deutschland und seinem Volk handelnden Verräter konnten dem gerechten Urteil des Volksgerichtshofes zugeführt werden“). Dazu die Belastung der Zivilbevölkerung in den Städten durch die Luftangriffe: Die von den Pulks der „Fliegenden Festungen“ gelegten Bombenteppiche brachten auch im Ruhrgebiet Tod und Verderben.

„Mit felsenfestem Vertrauen“

Unter diesen Umständen blieb denjenigen Zeitgenossen, die sich eine Kapitulation Deutschlands und damit den Untergang des Dritten Reiches nicht vorzustellen vermochten, nur die Hoffnung auf ein Wunder, auf Hitlers Vergeltungswaffe. Dazu der Rückblick-Schreiber im letzten Heimatkalender vor dem Zusammenbruch von 1945 nach einem Hinweis auf die seit Monaten im Einsatz befindliche V 1: „Aber es ist noch nicht soweit, daß England mit schrecklichen Waffen all das vergolten werden kann, was es unserem Volk besonders im deutschen Westen zufügt. Die Zeit wird kommen, wir glauben felsenfest daran, daß England am eigenen Leib verspüren wird, was es heißt, aus der Luft terrorisiert zu werden.“ Vermutlich um sich selbst Mut zu machen, versichert der NS-Schreiber: „Mit felsenfestem Vertrauen zur Führung glauben wir an den endgültigen Sieg in diesem gewaltigen Befreiungskampf unseres Volkes.“

Wer im Chaos der dramatischen Endphase des Krieges, kurz vor dem Untergang des „Tausendjährigen Reiches“, noch die Muße fand, im Heimatkalender 1945 zu blättern, der las, wie in den Ausgaben

davor, neben politischer Stimmungsmache auch Erbauliches, Besinnliches, Interessantes aus der Heimatgeschichte. Zum Beispiel eine nette, im Kaiserreich spielende Schmunzelgeschichte aus dem Zwölfkinderhaus an der Mülheimer Straße des Oberhausener Musikdirektors Karl Steinhauer, erzählt von seinem Sohn (und elftem Kind) Gerhard Steinhauer („Das 13. Kind war mein Vater“). Oder Hugo Ottos Beschreibung eines Kramtsvogelherdes in Königshardt. Otto, Sohn des Försters von Fernewald, erlebte als Bub die Vogeljagd bei der nächsten Nachbarin Lisbeth, „die sich mit ihrem Peter treu und brav, fleißig und sparsam durch's Leben geschlagen hat ... Von ihren Pfälzer Ahnen hatte sie die Leidenschaft des Vogelfangs auf dem Kramtsvogelherd geerbt.“

Perle im Landschaftsbild

Die Schrecken des totalen Krieges vergessen konnte man auch beim Lesen des Beitrags von Karl Süsselbeck über „Die Heimatflur ‚Im Fort‘ im Wandel der Zeiten“: „Eine Perle in unserem Landschaftsbild ist das an der Stadtgrenze in ‚Neuköln‘ und der ‚Sträterei‘ zwischen Hünenberg- und Lingelmannstraße, sich hinziehende flache Seitental des Rotbaches, das den Flurnamen ‚Im Fort‘ trägt. Von ihrem Quellort, der Mulde am Hirschkamp kommend, schlängelt sich die von zahlreichen Rinnsalen gespeiste Vellenfurth, mit ihrem Mittellauf die Grenze gegen Dinslaken bildend, durch die Wiesengründe, um ihre klaren, einst fischreichen Wässer später mit dem Rotbach zu mischen.“ So wie 1944 beschrieben, sieht es auch heute noch ‚Im Fort‘ aus, eine Landschaft, die von der rasanten städtebaulichen Entwicklung der Nachkriegszeit weitgehend verschont geblieben ist.

HELGA DAMPF IN ALLEN GASSEN

*Das Multitalent von der Holtener
Siegessäße*

RAINER SUHR

Die Biographie auf dem Einband ihres ersten Buches braucht nicht viele Worte: „Helga Kanies wurde am 1. Mai 1936 in Oberhausen geboren, ist Haus- und Kauffrau, Mutter zweier Kinder und konfessionslos“, steht dort in dünnen Worten. Neben der Schriftstellerei sind noch Skat, Singen und Kochen unter „Hobbies“ angeführt. Ein Paßbild dazu, und fertig ist das Kurzportrait der „Helga Dampf in allen Gassen“.

Wenn es doch so einfach wäre, dieses wort- und stimmungswalrige Original von der Holtener Siegessäße zu beschreiben, wo doch ihre Lebensgeschichte allein Stoff für ein ganzes Buch hergäbe. Heraus käme wohl das Bild einer Frau, die aus ihrem Herzen nie eine Mördergrube gemacht hat, sondern sagt, was sie denkt, und tut, was sie sagt. Die kurzweilige Darstellung einer „großen Schnauze mit Herz“ und einer lebendigen Visitenkarte des Reviers.

Wer sie zum ersten Mal besucht, sieht schon im Hausflur, daß eine „Frau von Format“ vor ihm steht: im wörtlichen Sinne bei 80 Kilogramm Lebendgewicht auf 176 Zentimeter Körpergröße, aber auch im übertragenen Sinne. Doch das wird er erst später gewahr. „Kommense erßma rein“, sagt die Frau. „Hoffentlich hamse sich für heute nix mehr vorgenommen.“

Noch bevor wir im Arbeitszimmer Platz nehmen, bittet Helga Kanies um Nachsicht und Verständnis: „Die Haare habbich nich mehr fertich gekricht. Dafür hat mir der Zahnarzt heute ordentlich datt Eßzimmer poliert – nächste Woche gipptet schon die Dritten“, grinst sie.

Während Helga Kanies „nur noch rasch die Suppe für morgen mitach“ vom Herd nimmt, bleibt Zeit, in ihrem Erstlingswerk zu blättern. „Menschenskindern“ heißt es, eine Sammlung von Gedichten, Kurzgeschichten und Limericks, die das Leben im Ruhrgebiet schrieb.

Selbst das Feuilleton der „Frankfurter Rundschau“ fand lobende Worte für Helga Kanies' Portrait der „alten Pryzebilsky“ beim Hausputz, der motzenden Blagen auf dem Hof und der „Kumpels, die im Herbst inne Bude die Karten mischen“. Aber um das Urteil „überkandidelter Kritiker“ in ihrem literarischen Elfenbeinturm gibt sie längst nicht soviel, wie um die Meinung ihrer Leser im Ruhrgebiet, die „Menschenskindern“ wie die sprichwörtlichen warmen Semmeln gehen ließen. Kein Wunder: Finden sie doch ihre Sorgen, Nöte oder Freuden, vielleicht sogar sich selbst in den Zeilen der Oberhausener Autorin wieder.

„Es ist ein furchtbares Gebrechen, wenn Menschen wie die Bücher sprechen, doch gut zu lesen sind für jeden, die Bücher, die wie Menschen reden.“ Vielleicht nennt Helga Kanies mit diesem Vierzeiler selbst den Grund für ihren literarischen Erfolg, an den sie mit ihrem zweiten Titel „Und dat sarrich Euch“ nahtlos anknüpfen konnte. Sie schreibt halt, wie ihr der Schnabel gewachsen ist. Derb und direkt, witzig und bisweilen angriffslustig, aber niemals verletzend oder mit einem Lacher auf Kosten anderer.

Dann nimmt sie sich noch lieber selbst auf die Schippe. Wie in der neuesten Ausgabe ihrer regelmäßigen Kolumne für eine Wochenzeitung. „Datt Manuskript steckt noch inne Schreibmaschine“, zeigt Helga Kanies. „Handelt vonnem Bonsaisetzling, denich für acht Märker im Versandhandel bestellt happ.“ Auf der Fensterbank im Wohnzimmer steht der Mickerling, im Wuchs einem einsamen Schnittlauchstengel nicht unähnlich. „Bis der sein erstes Blatt kricht, sind wir alle übern Jordan und datt Jahrhundert vorbei“, schätzt Helga Kanies und



Helga Kanies weiß nicht nur mit den Skatkarten meisterlich umzugehen ...



wischt mit einer energischen Handbewegung die Erinnerung an ihre „Dussellichkeit der Woche“ davon.

Mehr Erfolg verspricht sie sich von ihren beiden neuen Büchern, die kurz vor der Veröffentlichung stehen: eins über die Sprache im

Ruhrgebiet – „watt zum Schmunzeln und Nachschlagen“ – und eins mit den gleichen Attributen über ihre größte Leidenschaft, gleich nach Ehemann Günther – den Skat.

Drei Deutsche Meistertitel konnte die „reizende Helga“ bisher für sich verbuchen, war 1961 Gründerin des ersten Damen-Skatklubs in Nordrhein-Westfalen und erster weiblicher „Kapitän“ eines Weltmeisterschafts-Teams. Im und auf dem Schrank ihres Arbeitszimmers ist fast kein Platz mehr für weitere Pokale, und in einem ihrer dicken Erinnerungsalben muß auch noch ein Foto vom jüngsten Besuch bei Landesvater Rau sein – „ah, da isset ja!“ Und rücksichtsvoll erklärt sie nur auf mehrfaches Nachhaken, daß „Bruder Johannes“ gegen „Skatschwester Helga“ ganz schön ins Schwitzen kam.

Das hätte sich ihr seliger Vater wohl kaum träumen lassen, als er seiner siebenjährigen Tochter mit eher mäßigem Erfolg die hohe Kunst des Reizens beizubringen versuchte. Immerhin gab es nach

Großvaters Tod in der allabendlichen Skatrunde am heimischen Küchentisch eine empfindliche Lücke zu stopfen: „Klein-Helgas“ Eltern fehlte nämlich der „dritte Mann“.

„Der Opa wa noch nich unter de Erde, da krichte ich meine ersten Lektionen“, erinnert sie sich mit über vierzig Jahren Abstand. Dabei machte sie ihrem „Lehrer“ nicht eben Freude, „drückte“ unbekümmert Buben und „fing sich dafür so manche Lasche ein“. Voller Selbstmitleid fragte der Herr Papa dafür überall, „warum muß ausgerechnet ich sonne dusselige Tochter haben?“. Davon konnte keine Rede mehr sein, als die ungekrönte Skatkönigin nach ihren ersten Meistertiteln überall zwischen Füßen und Flensburg auf Plakatwänden für den Genuß eines Magenbitters warb, der vor allem von Anhängern des Waidwerks geschätzt wird. „Ich trinke, weil ich der vierte Mann im Damenskatclub bin“, ließ sich die clevere Kauffrau damals zitieren. Und weil die Konkurrenz vom linken Niederrhein nicht nachstehen wollte, machte sie sich Helga Kanies' Popularität unlängst bei der Auflage eines verkaufsfördernden Skatbreviers zunutze.

Selbst im Fernsehen durfte sie ihre Trümpfe wiederholt ausspielen, im Dienste der „guten Sache“ war sie die schlagfertige Attraktion unzähliger Wohltätigkeits-Turniere, mit Gegnern in Brasilien hat die Oberhausenerin schon einen Fernskat via Satellit gedroschen – und nicht zuletzt mit „Stich mal hier, stich mal da“ die erste Schallplatte besungen.

Mittlerweile sind es schon acht, und mit ihrer nicht eben lieblichen, dafür jedoch kräftigen und sympathischen Stimme, „tanzte“ Helga Kanies bar jeder Notenkenntnis



Vielseitig sind ihre Talente. Ob auf der Bühne oder im Film mit den Großen des Showgeschäfts; sie hat sich auch einen Namen als Autorin gemacht, die trefflich über Land und Leute des Reviers zu schreiben weiß.

seitdem auf vielen „Rundfunk-Hochzeiten“: zusammen mit Paul Kuhn, in Alfred Bioleks „Mensch Meier“, bei „eff-eff“ oder als Muntermacher gegen Morgenmuffel beim Duisburger Hafenkonzert mit Hasso Wolf.

Im größten Binnenhafen der Welt, bei Stromkilometer 781 hat sie fünf Jahre gelebt und zusammen mit Ehemann Günther die Gastronomie des Duisburger Yachtclubs bewirtschaftet. Neben Skippern aus

aller Herren Länder legte viel Prominenz bei der stadtbekannteren „Hafenmutter“ auf ein paar Bierchen an. Allen voran Götz George, den Helga Kanies zu ihren Freunden zählt und dem sie mit „Hallo, Kommissar Schimanski“ sogar ein musikalisches Denkmal gesetzt hat. „Kennense bestimmt – von WDR vier“. Bei Dreharbeiten für den „Tatort“ war „Schimmi“ gern Gast im Yachtclub, ließ sich so manches „kühle Blonde“ zapfen und von

„Hafenmutter Helga“ Tips für die besten Drehorte geben.

Dafür bedankte er sich auf seine Art – mit einer Nebenrolle in der Folge „Zweierlei Blut“. „Natürlich als Wirtin“, lacht Helga Kanies. Schweren Herzens hat sie ihren „Platz hinter der Theke“ jedoch im vergangenen Jahr verlassen. „Man kann doch nicht auf allen Hochzeiten tanzen“, meint sie – auch wenn ihr prallgefüllter Terminkalender das Gegenteil beweist. 28 Stunden müßte ihr Tag haben, doch dann könnte „die geballte Ladung Energie“ wohl immer noch gerade die Hälfte ihrer vielen Leidenschaften ausleben. Neben „datt bißken Haushalt“, Skat, Gesang und Schriftstellerei ist sie als „Wanda Wuchtig“ oder „Herta Herrlich“ eine vielgefragte Stimmungskanone im Karneval oder bei Betriebsfesten. Besonderes Markenzeichen: loses Mundwerk, „denn wie ich in den Wald schrei“, ist meine Sache“.

Diese Einstellung trug zweifellos dazu bei, daß die vielseitige Oberhausenerin heute als „Perle des Potts“ auch außerhalb ihrer Heimatstadt viele Freunde hat – oder spricht man besser von einer „treuen Fangemeinde“?

Jedenfalls wird sie oft in einem Atemzug mit Jürgen von Manger oder Elke Heidenreich genannt – und läuft sofort rot an und zu ihrer Hochform auf, denn diesen Vergleich kann sie „überhaupt nicht ab“: „Lassense mir bloß die beiden aussem Spiel. Die machen ihre Witze doch nur auf Kosten der Kumpel im Revier – und lassen sich von denen auch noch feiern.“

„Außerdem binnich nich die zweite Elke, sondern die erste Helga.“ Und die, so sind sich von „Schimmi“ über „Skatbruder Johannes“ bis zu Ehemann Günther alle einig, „ist sowieso einmalig“.

AUS DER TRAUM

*Das neunte Weltwunder findet
nicht statt*

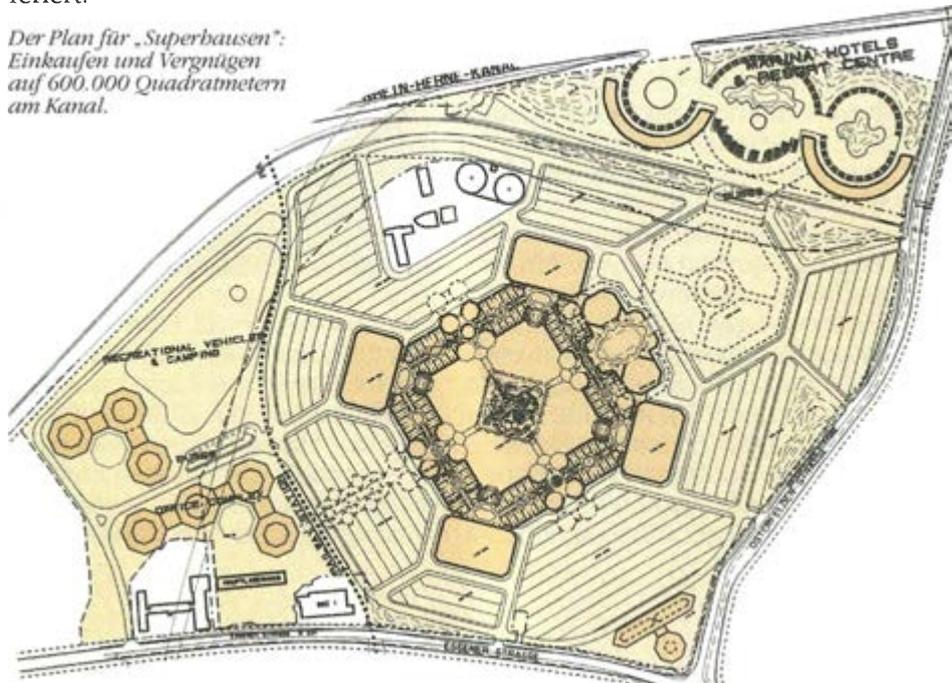
HANS-WALTER SCHEFFLER

Eine Hoffnung gibt mehr Kraft als zehn Erinnerungen – eine Lebensweisheit, die auch das krisengeschüttelte Oberhausen im Herbst 1988 beherzigte. Es war noch einmal knüppeldick für die Stadt gekommen. Der Kahlschlag bei Thyssen schmerzte noch, da gab es Hiobsbotschaften von der Schließung der Kokerei und dem baldigen Aus für die Zeche Osterfeld, die Arbeitslosenquote kletterte deutlich über 17 v. H. Der Umbau der Stadt, in Gestalt des Zukunftskonzeptes „O 2000“ in einer großen Koalition gemeinsam von SPD und CDU getragen, schien nur langsam voranzukommen. Der Sommer 1988 brachte die Wende, seitdem ging ein Gespenst um im Revier: Triple Five.

Drei Milliarden DM Investitionen, 25.000 Dauerarbeitsplätze auf dem 100 ha großen Thyssen-Gelände an der Essener Straße für das größte Einkaufs- und Vergnügungszentrum der Welt, das World Tourist

Center (WTC), konzipiert nach dem Vorbild des kanadischen Edmonton, wo die Megamall ihren Besuchern über 800 Einzelhandelsgeschäfte mit einem gehobenen Warenangebot, 135 Restaurants und mehrere Hotels, dazu ein gigantisches Freizeitangebot offeriert.

*Der Plan für „Superbausen“:
Einkaufen und Vergnügen
auf 600.000 Quadratmetern
am Kanal.*



Die Lotterie der großen Zahlen erschlug den kleinen Mann und hätte die Verantwortlichen in Stadt und Land zu übereiltem Handeln verleiten können. Aber die Sektorkorken knallten, wie sich schon zur Jahreswende 1988/89 herausstellen sollte, nicht im Rathaus. Es war die Stunde der Hoffnung. Der Vorsitzende des Einzelhandelsverbandes, Kurt Löwenthal, über Triple Five: „Das ist so, als wenn bei uns der Kölner Dom gebaut würde.“ Der FDP-Landtagsabgeordnete Heinz Lanfermann: „Im Leben gibt es Angebote, die kann man nicht ausschlagen, auch wenn es Probleme damit gibt.“ Fast auf den Tag genau ein Jahr später, am 14. Juni 1989, war nach einer Sitzung des Düsseldorfer Landtags der Traum aus, erklärte der SPD-Fraktionsvorsitzende Michael Groschek gleichwohl: „Wir flaggen jetzt nicht halbmast.“

„Wir haben das achte Weltwunder in Edmonton und hoffen, demnächst das neunte in Oberhausen zu bekommen“, meint Nader Ghermezian, Sohn einer der reichsten kanadischen Familien, Anfang



Bei der Begrüßung der Oberhausener Gäste: Die Familie Ghermezian.

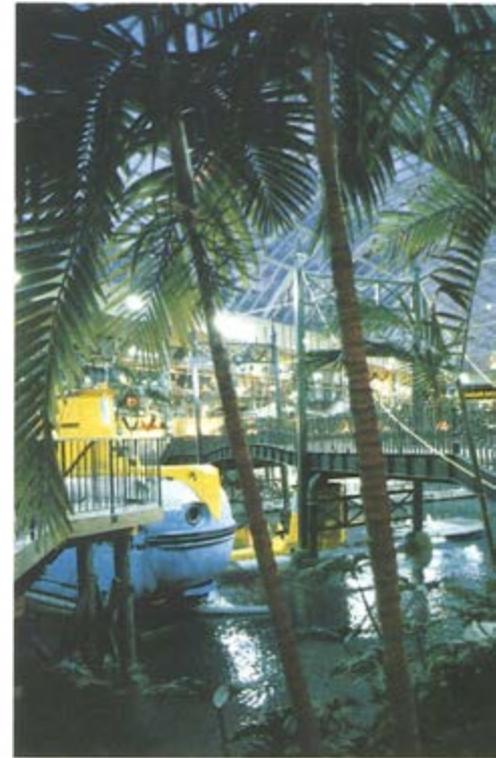
Dezember 1988. Die aus Armenien stammende Familie ist Erbauer der West Edmonton Mall, nach deren Vorbild, jedoch in noch größeren Dimensionen das WTC errichtet werden soll. Die Standortentscheidung für Oberhausen sei gefallen, nunmehr drängt Triple Five auf eine schnelle Entscheidung des Landes Nordrhein-Westfalen. „Denn auch andere Projekte warten“, mahnt Ghermezian gegenüber der vier Tage in Edmonton weilenden Besuchergruppe, der Vertreter von Rat und Stadtverwaltung, des Einzelhandels, Handwerks und des DGB sowie des Landes und der Westdeutschen Landesbank angehören. Edmontons Bürgermeister Terry Cavanagh über die Pläne für die Emscher: „Das wird Superhausen.“ Auf rund 600.000 Quadratmetern überdachter Fläche soll eine einzigartige Verbindung von Vergnügungspark und Einkaufsmöglichkeiten geschaffen werden. Dazu gehören vier Hotels, davon eines in einem Marinezentrum am Rhein-Herne-Kanal, Kaufhäuser auf 130.000 Quadratmetern, kleinere Geschäfte auf 145.000 Quadratmetern, ein Amphitheater, ein Handels- und Wissenschaftszen-

„Vor Ort“ besichtigte die Oberhausener Delegation das „achte Weltwunder“.

trum, ein Industriemuseum, Kinos und Nachtclubs, ein Wasserpark mit Delphinshow und Aquarien, ein Eispalast, ein europäisches Disneyland, ein Spielkasino und ein Kongreßzentrum. Erwartet werden 25 Millionen Besucher jährlich, davon 15 Millionen Touristen von außerhalb, wobei Oberhausen als Magnet für Westeuropa wirken soll. Gerechnet wird mit 70.000 Besuchern täglich.

Die Mall platzt aus allen Nähten, als die Oberhausener an diesem Samstag mehrere Stunden durch die monumentale Einkaufs- und Vergnügungsfabrik schlendern. Orte der Sehnsucht, der Abenteuerlust, des Fernwehs und Nervenkitzels – hier ist alles unter einem Dach. Diese Traumstadt der Ghermezian-Familie, in drei Bauphasen von 1981 bis 1985 20 Autominuten vom Zentrum Edmontons entfernt errichtet, bietet eine perfekte Inszenierung auf dem Weltmarkt der Möglichkeiten. In enger Nachbarschaft zu den Geschäften, wo Weltfirmen ihre Mode verkaufen, aber auch Waren des mittleren Genres in einem guten Branchenmix angeboten werden, liegen die riesigen Paläste für den Freizeitspaß. In der größten Schwimmhalle der Welt branden blaue Wellen an den palmenbewachsenen Sandstrand, schwingen braune Mädchen ihre Baströckchen zu Hawaii-Klängen. Riesenrutschen stürzen aus der Glaskuppel in die Tiefe, insgesamt ein Gewirr von 22 Lindwürmern. Ein Eispalast für Kufenflitzer, etwas weiter ein Schlund zwischen Einkaufsstraßen: Plätze für Golfer. In einem künstlichen Gewässer streckt die „Santa Maria“, eine naturgetreue Nachbildung des Kolumbus-Schiffes, die Masten unter





Monumentale Einkaufs- und Vergnügungsfabrik: Die West Edmonton Mall bietet alles unter einem Dach.

Orte der Sehnsucht und des Fernwehs.

das Glasdach. Die Oberhausener steigen in die Grotten hinab, wo in 30 eingebauten Aquarien Krokodile dösen, Haie, Delphine und fast 200 andere Fischarten aus aller Welt schwimmen, Pinguine herumwatscheln. Dann tauchen sie in einem U-Boot in die Unterwasser-

welt hinab. Dort bestaunen sie die Phantasie der Architekten, erschrecken sich jedoch kaum vor dem künstlichen weißen Hai und den Riesenpolypen. Schon gleich nach ihrer Ankunft haben die Oberhausener im Fantasyland-Hotel ihren Augen nicht getraut, als sie ihre Zimmer bezogen. Gewohnt wird entweder im römischen Ambiente, polynesisch mit Wasserbett und Felsen-Pool, im viktorianischen Kutschen-Zimmer oder, wie Oberbürgermeister Friedhelm van den Mond, als „Fernfahrer“ im Trucker-Schlafgemach, knallhart gebettet auf der Pritsche eines Automobils, umgeben von Tanksäule und Signalanlagen.

Eine Woche später spricht der SPD-Fraktionsvorsitzende Michael Groschek im Stadtrat von einer „historischen Chance fürs Revier“. Beim Aufbruch Oberhausens weg

von der Klagemauer habe niemand ahnen können, „daß in Kanada eine Familie mit Pioniergeist den Goldrausch am Rhein-Herne-Kanal wecken würde.“ Aus der Montanregion im Umbruch könne binnen weniger Jahre ein europäisches Zentrum der Freizeitindustrie werden: „So wie mehr als ein Jahrhundert das Kruppsche Symbol der drei ineinander verschlungenen Ringe weltweite Visitenkarte des Ruhrgebiets war, könnte dies künftig für das dreifache T der Triple Five Corporation gelten. Entscheidend wird sein, ob die Bedingungen, zu denen mehr als drei Milliarden DM investiert und zumindest 20.000 Arbeitsplätze geschaffen werden sollen, gesundem, kaufmännischem Feilschen entsprechen oder unerträglich darüber hinausgehen. Wir vertrauen darauf, daß die Landesregierung weiß, welche Verantwortung sie für das Zustandekommen der größten Nachkriegsinvestition trägt. Wir hoffen gleichermaßen, daß auch in Kanada bekannt ist, wo die Grenzen zwischen wirtschaftsfördernder Investitionshilfe und unverantwortlicher Risikoübernahme durch den Staat liegen. Selbst wenn sich herausstellen sollte, daß die Gebrüder Ghermezian umsonst Deutsch lernen und sie sich in Oberhausen nicht zu Hause fühlen, steht diese Stadt längst nicht vor dem Nichts. Der potentielle Standort des World Tourist Centers ist inzwischen europaweit zu einer der attraktivsten Ansiedlungsflächen geworden. Das kanadische Interesse hat auch bei europäischen Investoren pessimistische Standortbeurteilungen durch objektive Analysen hinsichtlich der Qualität ersetzt.“ Aber nur drei Tage später vergibt der CDU-Bundestagsabgeordnete Dr. Ruprecht Vondran bei der Triple Five-



Diskussion „dreimal die Note 5“: „Einmal für die erfolgten Indiskretionen, die den Kaufpreis aus der Sicht der Stadt nur erhöhen können, zum anderen für wirtschaftlichen Sachverstand. Die Kanadier wollen ihren Verhandlungspartnern doch beide Daumen ins Auge drücken. Und schließlich für Wirtschaftsdiplomatie: Im Revier bildet sich eine Allianz gegen Oberhausen.“

In der Tat: Das Kriegsgeschrei bei den Nachbarn wird immer lauter. Zwar stärkt der Vorstand des heimischen Einzelhandelsverbandes der Stadtspitze demonstrativ den Rücken und hält Triple Five für „einen Meilenstein auf dem Weg zur Dienstleistungsstadt“, aber gleichzeitig warnt der nordrhein-westfälische Einzelhandelsverband vor „mehr als einem Konflikt zwischen Oberhausen und dem Rest der Welt“. Einer der wenigen, der in der angeheizten Stimmung kühlen Kopf behält, ist der Geschäftsführer



Die größte Schwimmballe der Welt: Bestandteil der West Edmonton Mall, 20 Autominuten vom Zentrum Edmontons entfernt.

der in Essen ansässigen Industrie- und Handelskammer, Rolf H. Nienaber: „Erstaunlich, manchmal sogar rührend die Argumente, die gegen das Projekt ins Feld geführt werden. Die Chance, neue Arbeitsplätze zu schaffen, wird kaum noch in den Vordergrund gestellt. Die



umliegenden Innenstädte würden veröden, hört man am häufigsten. Natürlich, negative Wirkungen sind nicht auszuschließen. Aber das Problem der Innenstädte liegt darin, daß niemand dort wohnt und wohl auch niemand wohnen will. Kaufkraft fließe ab und bedrohe damit den heimischen Handel. Das muß in der Tat befürchtet und deshalb genauestens analysiert werden. Doch wer fragte, als das Kö-Center in Düsseldorf gebaut wurde, nach dem Kaufkraftabfluß aus Essen, Mülheim und Oberhausen?"

Erst Mitte April schlägt für die kanadischen Investoren die Stunde der Wahrheit. Am 13. April überreichen die Triple Five Corporation und die Hamburger ECE Projektmanagement GmbH in Düsseldorf Landeswirtschaftsminister Jochimsen das Unternehmenskonzept für das WTC. Dabei werden die Forderungen nach erheblichen steuerlichen Erleichterungen und Zinssubventionen wiederholt, was bei den Landtagsfraktionen zu erheblicher Verstimmung führt. Im

neuen Landtagsgebäude kommt es zum Eklat: Der Vorstand der Landespressekonferenz lädt die Kanadier kurzerhand wieder aus, nachdem es am Vorabend für einen kleinen Kreis auserwählter Journalisten Vorabinformationen gegeben hat. Die Investoren in ihrem Konzept zur Standortwahl Oberhausen: „Die Chance, das WTC in der Rhein-Ruhr-Region entstehen zu lassen, sollte wahrgenommen werden. Es schafft positive Effekte mit besonders günstigen Auswirkungen auf den Arbeitsmarkt, den Investitionsbereich und die privaten und öffentlichen Haushalte. Es wird den beabsichtigten Strukturwandel an der Ruhr wesentlich beschleunigen. Bei zügiger Schaffung des Baurechtes und Durchführung sämtlicher Infrastrukturmaßnahmen parallel zu der Errichtung kann das WTC Mitte der 90er Jahre in Betrieb genommen werden.“

400 Zuhörer bei einer Stadtrats-sitzung – wann hat es das schon einmal gegeben? Einen Tag später geht im schmucken Ebertbad eine

Sondersitzung über die Bühne, in der die Manager aus Edmonton und Hamburg ihre Pläne erläutern. „Wir sehen uns am Eröffnungstag wieder“, gibt sich Triple Five-Vizepräsident Raphael Ghermezian optimistisch; das Oberhausener Projekt sei „wirtschaftlich durchführbar“. Aber diskutiert wird an diesem Vormittag nur in der anschließenden Pressekonferenz über das Projekt, von dem Oberstadtdirektor Dieter Uecker meint: „Wir haben kein Interesse daran, zum Spektakel der Welt zu werden, sondern wollen einen Beitrag zum Abbau der Arbeitslosigkeit leisten.“ Auch Oberbürgermeister Friedhelm van den Mond gibt sich betont zurückhaltend: „Die Menschen in unserer Region sind gewohnt, die Dinge nüchtern zu betrachten, und diese Nüchternheit wollen wir auch jetzt bewahren.“

Das große Zittern beginnt im Rathaus; bis zum Beginn der Sommerferien soll die Grundsatzentscheidung der Landesregierung fallen, aber längst ist es ein offenes Geheimnis, daß im Landeskabinett nur die Minister Jochimsen, Schleußer und, mit Abstrichen, Matthiesen als Befürworter, Stadtentwicklungsminister Zöpel hingegen als entschiedener Gegner des Vorhabens gilt, der bei der Bestellung der Landesgutachter ein gewichtiges Wort mitgesprochen hat. Auch kommunalpolitisch ist Triple Five längst nicht mehr unumstritten, Bunte Liste und FDP distanzieren sich von dem „Subventionsmoloch“.

Am Abend des 15. Juni, als Ministerpräsident Johannes Rau die Stadtspitze in Düsseldorf zu einem Gespräch empfängt, sind die Würfel längst gefallen. Die sieben von der Landesregierung bestellten Gutachtergruppen sind bei ihren



14. April 1989: Raphael Ghermezian erläutert das Projekt in einer Ratssondersitzung im Ebertbad.

Untersuchungen zu dem Schluß gelangt, daß das WTC-Vorhaben „landesplanerisch nicht genehmigungsfähig ist“. Für den Fall einer Verwirklichung des Projektes prognostizieren sie erhebliche Kaufkraftverschiebungen in der Region, melden zugleich aber auch schwerwiegende ökologische Vorbehalte an. Die von Triple Five angepriesene „touristische Attraktion“ entpuppte sich in Wirklichkeit als ein sehr großes Einkaufszentrum mit begrenzten Freizeitattraktionen, aber „gigantisch überdimensionierten Verkaufsflächen“. Im übrigen gelte das Ruhrgebiet in Deutschland und im Ausland nun einmal nicht als „touristische Adresse“.

Am Zahlenwerk der kanadischen Investoren lassen die Gutachter des Landes kaum ein gutes Haar: „Ein auf Nahwirkung beruhendes Einkaufszentrum der Größe, wie sie in dem WTC-Konzept enthalten ist, ist regionalpolitisch unerwünscht und regionalwirtschaftlich unsinnig. Nach den Einschätzungen von Triple Five kommen etwa 65 v. H. der Besucher des WTC aus einem Einzugsbereich bis zu einer Stunde PKW-Fahrzeit. Nach übereinstimmender Abschätzung der Gutachter muß man davon ausgehen, daß ein Wert von 85 v. H. realitätsnäher ist. Diese Größenordnung ist durchaus plausibel, wenn man bedenkt, daß sowohl beim Ruhrpark-Einkaufszentrum in Bochum als auch beim Rhein-Ruhr-Einkaufszentrum in Mülheim rund 85 v. H. der Kunden aus einem Einzugsbereich bis 20 Minuten PKW-Fahrzeit kommen.“ Dagegen betonen die Landesgutachter die besondere Standortqualität des Thyssen-Geländes – eine Einschätzung, der sich auch die Landesregierung anschließt: „Wenn man die Fläche mit Großflächen ähnlicher Struktur verbindet, entsteht im Ballungsraum Rhein-Ruhr ein Flächenpotential mit einer Größe und einer Qualität, das in Europa seinesgleichen sucht. In diesem Kontext reduziert die beabsichtigte Nutzung als Einkaufszentrum die Möglichkeit, die erschließbaren Potentiale optimal, d. h. mit dem Ziel hoher Wertschöpfung, zu nutzen.“

Am 20. Juni folgt die Landesregierung weitgehend dem Nein der von ihr bestellten Gutachter, beschließt aber gleichzeitig: „Das Grundstück soll umgehend für Zwecke der Wirtschaftsförderung gesichert werden. Damit soll eine Parzellierung oder unterwertige Nutzung verhindert werden. Für

die künftige Nutzung wird ein Wettbewerb in Gang gesetzt. Land und Stadt Oberhausen gehen davon aus, daß sich daran auch die Triple Five Corporation beteiligen kann. Landesregierung und Stadt sehen für den Wettbewerb ein besonderes Projektmanagement vor.“ Landesfinanzminister Heinz Schleußer beruft den aus Oberhausen stammenden Krupp-Aufsichtsratsvorsitzenden Dr. Manfred Lenings als Projektmanager.

Im Herbst gerät Triple Five in den Strudel des Kommunalwahlkampfes, der FDP-Landtagsabgeordnete Heinz Lanfermann wettet: „In unserer Stadt ist in unverantwortlicher Weise eine Goldgräberstimmung geschürt worden, so ist ein Dreivierteljahr mit Träumerei verstrichen.“ Oberbürgermeister van den Mond hatte sich schon im Sommer sehr nachdenklich gezeigt: „Die Solidarität im Revier ist angeknackst, da bleiben Wunden zurück. Wir haben immer erklärt, das Projekt nicht gegen die Region verwirklichen zu wollen, aber hinter unserem Rücken wurde von Nachbarstädten Stimmung gegen Triple Five gemacht.“

Aus der Traum? Oberhausen hat verloren und gewonnen. Immerhin bleibt das Thyssen-Areal „das“ Faustpfand bei der Umstrukturierung, nur darf es am Ende nicht für ökologische Geländespiele von Stadtplanern genutzt werden, sondern muß jenen erhofften Schub neuer Arbeitsplätze bringen, den die Stadt benötigt. Nach dem Traum vom Luftschloß ist auch im Rathaus wieder der Alltag eingekehrt. Rom ist schließlich auch nicht an einem Tag erbaut worden. Für den „Umbau“ der Stadt gilt nach Triple Five erst recht: Eine Hoffnung gibt mehr Kraft als zehn Erinnerungen.

WILLKOMMEN AN BORD

*Schnellboot S 51 „Häher“ – Patenboot der
Stadt Oberhausen*

KLAUS MÜLLER

Reichlich kalt ist es, hier, im fast zu nachtschlafender Zeit noch verträumt-idyllischen Olpenitz. „Immer gen Norden, und dann geradeaus“ lautet für mich die aus der Fernsehwerbung hinlänglich bekannte Devise, bis kurz vor Flensburg. Dort, wo die vielen Möwen kreischen, da, wo die Luft vom angenehm-strengen Geruch modderigen Seetangs und öligen Meerwassers erfüllt ist, ja, da hinten, wo Stacheldraht und Kasernen-Anlagen silhouettenhaft am Horizont erscheinen, da muß er sein: der Stützpunkt unserer „S 51 Häher“, vom Patenboot der Stadt Oberhausen. „Pier 4 Dithmarschen“ erläutert im freundlich-kommandierenden Ton der in Tarnanzug und Kampfstiefeln herantrabende „Wachhabende“ den Weg, ehe sich per Muskelkraft der Schlagbaum des 5. Schnellbootgeschwaders hebt. Drei Tage bleibt er fortan für eine Landratte wie mich geschlossen, 72 Stunden „zieht“ es mich auf

die Planken von „P 6151“. Nach Travemünde soll die Reise gehen. „Willkommen an Bord!“ Kapitänleutnant Gerhard Gerke begrüßt den Zivilisten mit einem kräftigen Händedruck, während letzteren die Blicke der rund 30köpfigen Mannschaft in den marine-blauen Overalls mustern. Die Vorbereitungen zum Ablegen laufen auf Hochtouren, die Dieselmotoren noch in der Aufwärm-Position. Nach einer knappen Stunde kann's losgehen – Schiff ahoi!

Verflix, diese Musik kennt man doch. Während dichte Dieselabgas-Wolken die Lautsprecher, aus denen eine zackig-schnelle Melodie ertönt, auf der Kommandobrücke umnebeln und die Augen schlagartig tränen, drängt sich der Gedanke an gemütliche Abende vor dem heimischen Fernsehschirm auf. Bei der „ZDF-Wunschfilm-Melodie“ sicherlich kein Wunder. Scharfer Wind, der schon bei dieser geringen Geschwindigkeit unerbittlich

ins Gesicht bläst, weht derlei „Wunschvorstellungen“ aber schnellstens fort.

„Alle Maschinen Kleine!“ (ergänze: Fahrt voraus) lautet der Befehl des Kommandanten. „Alle Maschinen Kleine!“ erfolgt die prompte Bestätigung aus dem Steuerstand. Doch noch bevor, gerade mal in der Mitte des Hafenbeckens angekommen, die vier Schiffsschrauben überhaupt dazu kommen, die 280 Tonnen Stahl so richtig in Bewegung zu setzen, wird's hektisch. „Mann über Bord!“ – „Alle Maschinen Stop!“ – „Schlauchboot an Steuerbordseite klarmachen!“ – Das fängt ja gut an! Wie konnte das passieren? Und: Zu welcher Seite des Bootes läuft man denn jetzt überhaupt?

Die mit festgezurrtten Schwimmwesten ausgerüsteten Soldaten sorgen in Sekundenschnelle für die Antwort. Mit einem lauten „Platsch“ landet das Schlauchboot rechterhand im Wasser. Schnell hinterher, doch statt „Mann“ treibt lediglich eine feuerrote Boje im trüben Wasser. „Eins, zwei, eins, zwei“ – routiniert nähern sich die Retter mit rhythmischem Ruderschlag ihrem Ziel. Nur wenige Minuten später ist alles vorbei, die „Häher“ sticht mit „Halbe“ in See.

Nein, mit einer „Traumschiff-Reise“ hat dieser Ostsee-Törn weißgott nichts zu tun. Vor allem für die Mannschaft nicht. Für sie ist eine solche Seefahrt nur recht selten lustig, harte Arbeit und permanentes Üben stehen auf dem Ausbildungsplan. Und da bildet selbst der Käpt'n keine Ausnahme.

Im Anschluß an eine Runde wärmenden Kaffees wird nämlich Kapitänleutnant Gerhard Gerke über die für schwere Seestiefel Größe 46 recht steilen Schiffstrepfen mit den schmalen Stufen „in den Keller ge-

schickt". Im schummerigen Licht der „OPZ“, der sogenannten „Operationszentrale“, surren hochkomplizierte Computer, die eine ganze Reihe verschiedener Radarbilder auf die Monitore zaubern. „Die Kameraden simulieren jetzt einen Angriff auf unser Schiff. Natürlich weiß ich noch nicht, was mich da erwartet. Im Ernstfall müßte ich ja auch in Sekundenschnelle entscheiden“, versichert der „Kaleu“, wie die Soldaten den „Kapitänleutnant“ nennen.

Per Mikro mit Fähnrich Krauß, der als Wachoffizier jetzt das Boot fährt, verbunden, hat es Gerke gleich mit einer harten Nuß zu tun. „Mist, drei Angreifer aus zwei verschiedenen Richtungen, und nur zwei Kanonen sind einsatzbereit – jetzt wird's aber eng.“ Was nun wie ein Telespiel aussieht, könnte mal bitterer Ernst sein. Die beängstigende Szenerie von zu Salzsäulen erstarrten Männern, die mit leeren Blicken und Angstschweiß auf der Stirn nichts so sehr hassen wie das kleinste Geräusch, das einem heranschließenden Torpedo ähneln und damit den sicheren Tod bedeuten könnte, diese Szenen aus dem Kinostreifen „Das Boot“ drängen sich in dieser Sekunde förmlich auf. „Man kann einfach nur hoffen, daß es nie wieder zu einer solchen Situation kommt“, meint Gerke stirnrunzelnd. „Und ist es tatsächlich mal so weit, dann muß es ganz einfach zuerst beim Feind rumssen!“

Doch der hochaufgeschossene, drahtige „Kaleu“ weiß sich zu „rächen“. „Wassereinbruch in Abteilung 2“, gibt er dem Wachoffizier zu verstehen. Auch das noch! Der müßte jetzt eigentlich das akustische Signal für „Alle Schotten dicht!“ geben, doch der Alarmruf bleibt unbeantwortet. „Was machen Sie denn jetzt?“ – Funkstille! –



„Kommt da nochmal was?“ – Funkstille! – „Was halten Sie denn von fünfmal kurz?“ – Während die Alarmglocke fünfmal kurz ertönt, kann sich Gerke ein Schmunzeln nicht verkneifen. „Na bitte!“

Abendstimmung auf der Ostsee. Zehn von 30 Mann gingen „über Bord“, ein stolzer Schnitt. Müde fallen die Matrosen in ihre engen Kojen. Auf einem Schnellboot ist trotz der Länge von 47 Metern nicht viel Platz. Die vier mit Turboladern bestückten 16-Zylinder-Dieselmotoren, von denen jede dank der Acht-Ventil-Technik pro Zylinder eine Leistung von 3600 Pferdestärken erbringt, nehmen neben der Bewaffnung den meisten Raum des Schiffes ein. Immerhin: Mit einem Tiefgang von exakt 2,20 Meter liegt die Höchstgeschwindigkeit bei 37 Knoten, was knappen 70 Stundenkilometern (!) entspricht. Der stete Wellengang sorgt für die schon bei Säuglingen so überaus erfolgreiche, schön ermüdende Wiegenbewegung. Doch die meisten ausgewachsenen und durchtrainierten Männer merken davon nicht mehr viel.

Tags darauf: Auf der Kommando- brücke machen Ferngläser die Runde. „Besuch“ in Form des Schwesterschiffes „S 53 Pelikan“

Schnellboot S 51 „Haber“ nach seinem Auslaufen aus Olpenitz auf einer Ausbildungs- und Übungsfahrt auf der Ostsee.

Besuchsreisen führten das Boot unter anderem auch nach Dänemark und Frankreich.



Stete Aufmerksamkeit ist selbstverständlich beim Wachdienst auf der „Brücke“.

hat sich über Funk angemeldet. Gegenseitiges An- und Ablegen beider Boote, wiederholte Schleppmanöver sowie die spannende „Postbeutel-Übergabe“, bei der „Häher“ und „Pelikan“ mit exakt derselben Geschwindigkeit auf absolut gleichem Kurs etwas versetzt nebeneinander fahren, ein Tau zwischen beiden Booten gespannt wird und dann besagter „Postbeutel“ quer über die Wogen das andere Schiff erreicht – das ist Maßarbeit.

Bei soviel Streß heitert der „Smutje“, der Küchenchef auf unserem Patenboot, die Kameraden auf. Denn: So gewisse Dinge sollte ein Matrose stets bei sich führen. Ist die Schwimmweste verlegt, kann's im Ernstfall eng werden. Ist aber beispielsweise das „Schiffchen“ – die traditionelle Kopfbedeckung bei der Marine – liegengeblieben, wird's in jedem Fall teuer. Wenn nämlich ein Kamerad das „corpus delicti“ zwecks Sicherstellung besagtem Koch zum „Einfrieren“ übergibt, ist's schon passiert. Der präsentiert zur Freude aller dann einige Stunden später den tatsächlich auf Eis gelegten Gegenstand – und auf den „Übeltäter“ wartet die überaus „angenehme“ und von der Mannschaft sehr gern gesehene „Übung“, eine Kiste Bier auszugeben.

Bis die in „Angriff“ genommen werden darf, dauert's aber noch. Vor dem sogenannten „Einlaufbier“ in Travemünde herrscht an Bord striktes Alkoholverbot. Und da kennt der „Kaleu“ kein Pardon. Einer der vielen Aktenordner in seiner Kajüte mit der Aufschrift „Disziplinarstrafen“ hat schon so manchen „Sünder“ schlagartig ernüchtert.

Quer über den Fehmarnsund ragt die weltbekannte, für den Auto-

wie Schienenverkehr gleichermaßen freigegebene Brücke in den wolkenbehangenen Himmel. Die Matrosen geraten einmal mehr in Hochstimmung – bis auf einen Rekruten, der als „Youngster“ zu Recht nichts Gutes ahnt.

Kein Seemannsgarn: Er erhält auch prompt den Befehl, die höchste Stelle des Mastes zu erklimmen, um Ausschau zu halten, ob das Boot überhaupt unter der Brücke herpaßt. Der Trick: Kommt in dem Moment, wo sich das Schiff unter dem Stahlträger befindet, tatsächlich ein Zug, kann es für den Betroffenen nicht nur sehr laut und auch unerwartet „feucht“ werden, sondern dann ist pro Achse jedes Waggons wiederum eine Kiste Bier fällig. Glück gehabt und Geld gespart: Wenige Minuten später rattert ein Güterzug über die Brücke ...

Ankunft in Travemünde, das „Einlaufbier“ zischt in Strömen, Ausgang! Doch nur wenige melden sich zum letztmöglichen Termin „zurück an Bord“. Kein Wunder: Punkt 8 Uhr am anderen Morgen: „Reise, Reise, aufsteh'n!“, tönt es gnadenlos und unüberhörbar aus den in den Mannschaftsräumen nun mal partout nicht abstellbaren Lautsprechern.

Mit „Alle Allez“ – die Betonung liegt merkwürdigerweise bei beiden Worten auf dem „e“, wobei diese Geschwindigkeitsstufe besagt, daß „alle“ vier Maschinen „alles“ geben, und über die richtige Schreibweise weiß eigentlich so gar keiner genau Bescheid – geht's zurück zum Heimathafen. Schlappe 2500 Liter Diesel-Treibstoff rauschen jetzt stündlich durch die Motoren.

Längst ist die Landratte in das trotz bereits beschriebener „Späße“ von einer alles überragenden Kameradschaft geprägte Leben an

Bord der „S 51 Häher“ voll integriert. Wen wundert's, daß die „Seebären“ der Osterfelder Marinekameradschaft, die seit Jahren einen engen Kontakt zu „ihrem“ 1975 auf einer französischen Werft gebauten Patenboot pflegt, regelmäßigen Einladungen nach Olpenitz inklusive interessanter Törns auf der Ostsee nur zu gerne Folge leistet.

„Pier 4 Dithmarschen“ im Olpenitzer Hafenbecken kommt in Sichtweite. Das war's also, oder? Von wegen: „Mann über Bord!“ brüllt der „Kaleu“ in die Runde verschmitzter Matrosen-Gesichter. Nein, nicht schon wieder! Wie die Jungs nach drei für sie wirklich reichlich anstrengenden Tagen darüber noch lachen können. Der Kapitän kennt anscheinend wirklich keine Gnade.

Und ob! Diesmal platscht das Schlauchboot nämlich für den „Gast an Bord“ ins Wasser. – „Wie bitte, etwa ich, da runter?“ – Oh Gott! Doch der „Befehl“ über Lautsprecher ist unmißverständlich. Also die Schwimmweste um und los: Warum wackelt die Strickleiter denn gerade jetzt so kräftig? Und warum muß die feuerrote Boje gerade bei mir so weit weg in dem immer noch trüben Wasser treiben?

Gewiß: Die neuen „Kameraden“ kostete mein „Rettungsmanöver“ ein Viertelstündchen ihrer Freizeit, doch die schweißgebadete „Landratte“ behielt dennoch „Oberwasser“. Die „Häher“ hatte längst schon wieder am Steg festgemacht, da wurden noch alle Erlebnisse kräftig begossen – und noch nie schmeckte ein „Einlaufbier“ so gut. Wie lautete schließlich die aus der Fernsehwerbung hinlänglich bekannte Devise: „Man gönnt sich ja sonst nichts!“ Eben!

DÖNEKES LIVE

Oberhausener Geschichte(n) aus erster Hand

HELMUT STOLTENBERG

Er ist das wandelnde Geschichtsbuch seiner Heimatstadt. Er ist der meistdekorierte Mann in der Stadt. Unter der Last seiner vielen Orden und Ehrenzeichen müßte er zusammenbrechen, wenn er nicht seinen Lebenswillen und seinen Humor behalten hätte. Die Rede ist von Eduard Kleinöder, 90 Jahre jung und nicht ein bißchen „kleinzukriegen“. Wer im Alter rastet, der rostet, sagt er sich und ist täglich auf den Beinen. Nicht für sich, sondern für die vielen alten Mitbürger in dieser Stadt in den Altentagesstätten und Altenheimen. Gern erinnert er sich dabei an alte Zeiten – an Schlechtes und Gutes und an Dönekes. Auch an Originale, die das Stadtbild in seinem fast 100jährigen Leben bereicherten. Doch lassen wir ihn erzählen, sich erinnern ...

„Anekdotchen soll ich erzählen, tja, wat soll ich denn da sagen.“ Er lächelt und lehnt sich zurück: „Da war die Sache mit dem Siegerkranz in den 20er Jahren bei dem Detag-

rennen (Dirt-Track-Rennen), oder so ähnlich hieß es, im Niederrheinstadion. 45 000 Zuschauer waren zu diesem Motorradrennen gekommen. Als Rot-Kreuz-Mann war ich bei jeder Sportveranstaltung und ich kenne jeden älteren Sportverein in Oberhausen. Also, auf der Rennbahn saß die Prominenz auf der Tribüne und wir als Helfer davor. Der Dreck flog nur so in die Menge und wir waren dreckig wie die Dreckspatzen. Gesehen haben wir so gut wie nichts, jedenfalls hatte einer der Oberhausener Rennfahrer plötzlich einen Siegerkranz um den Hals, den Namen will ich lieber nicht nennen, weil noch Angehörige leben, aber er hatte das Rennen gar nicht gewonnen. Wie sich später dann herausstellte, hatte er, der als Mann mit großem Mund bekannt war, sich in Köln den Lorbeerkranz gekauft und trat damit auf einmal als Französischer Meister auf. Als ich jetzt auf der „Meile auf dem Friedensplatz“ war, habe

ich mich an meine Kindheit erinnert. Ich glaub', es war 1909. Damals hatten wir auch eine Kochkunstausstellung in einer großen Halle in Oberhausen. Für einen Stand mußte ich mit einem Metzger zusammen aus Duisburg vom Schlachthof Fleisch holen. Die Stücke waren so groß, daß ich als Kind immer damit zusammengebrochen bin. Aber eine Mark hat es dafür gegeben.

Spaßiges hat es in der Oberhausener Politik nicht viel gegeben, obwohl ich keine Ratssitzung als Zuhörer ausgelassen habe. Wir hatten Ende der 20er viele Parteien im Rat. Da war auch eine Polenpartei. Da waren drei Abgeordnete, die eine Platte hatten und just auf diese warfen die Zuhörer Stinkbomben, so daß der Saal geräumt werden mußte. Nettes gab es da nicht, aber Reibereien, wenn zwischen den Kommunisten, den Unabhängigen und den Sozialdemokraten die Aschenbecher flogen, das war, als einer der Kommunisten bei der Vergabe von Tiefbauarbeiten forderte, dem Unternehmer, der die Arbeiten für 50 000 RM ausführen wollte, zu sagen, daß an der Wilhelmstraße Fließsand sei. Der teuerste Anbieter mit 150 000 RM hat den Auftrag nicht bekommen, aber der andere. Der Kommunist ist aus der Partei geflogen, glaube ich.

Was nettes? Ich kann mich da nur noch an einen alten Oberhausener Handwerksmeister erinnern. Buga, ja so hieß er. Der brachte sich zur Ratssitzung immer was zu essen mit. So einen kleinen Henkelmann hatte er, so'n schmales Ding mit Butterbrot im Paket. Ja, sage ich, hör mal, wat hast Du denn da mitgebracht? Woraufhin er meint, er sprach immer Platt: „Man witu nie, wie lang die quatern.“ Er kam gar nicht mehr dazu, seine Butterbrote

Die Mülheimer
Straße um 1910
wie sie Ewald
Kleinöder noch gut
in Erinnerung ist.



zu essen, denn nach einer Viertelstunde wurde der Saal geräumt, weil die Zuhörer die Politiker mal wieder mit Papier und Stinkbomben bewarfen. Danach gab es für die Zuhörer nur noch Eintrittskarten. Und nach dem 2. Weltkrieg mußte ein Hausmeister immer den Zuhörerraum aufschließen. Ich brauchte keine Karte, weil einmal ein Stadtverordneter am Rednerpult einen Schwächeanfall bekam und ich runtergeflitzt bin, als DRK-Mann hat man ja immer seine Sachen dabei gehabt, und habe dem Mann geholfen, mit Kölnisch Wasser ...

Dönekes aus dem gesellschaftlichen Leben in den früheren Jahrzehnten kenne ich eigentlich keine. Wir haben unseren Karneval im Berliner Hof, heute ist da die Apostolische Gemeinde, gefeiert. Jeder war per Du – vom Amtsgerichtsrat bis zum Postdirektor. Jeder Kneipenwirt machte mit seinem Stammtisch seinen eigenen Karneval. Man verkleidete sich und hielt selbst Büttenreden, oder trat wie ich als Kettensprenger und Gewichtheber auf. Das war natürlich alles aus Pappe mit 'nem Kostüm vom Schneider. Ein großes gesellschaftliches Leben hat es in Ober-

hausen eigentlich nicht gegeben und wenn, dann fand es mit Militärkonzerten in der „Reichskrone“, heute ist da das Haus des Handwerks, statt. Ach, da erinnere ich mich doch noch an den alten dicken Eickholz, der war bei Kempchen beschäftigt und in der Kneipe „Artilleriesfeuer“ an der Friedrich-Karl-Straße trat ein Hypnotiseur auf. Der hat den Dicken hypnotisiert und konnte ihn auf einmal aus dem Trancezustand nicht mehr zurückholen. Irgendwie hat es dann aber doch noch geklappt. Jedenfalls war das Stadtgespräch.

Als Oberhausener Original kenne ich eigentlich nur Jüppken Reuter, ja der war da noch. In der Nazi-Zeit zog er als Klüngelskerl und Fischverkäufer durch die Stadt.

Dabei rief er einmal: „Frische, prima Hering – genauso dick wie Herman Göring.“ Das Gericht hat ihn daraufhin 14 Tage in den Knast gesteckt. Als er wieder rauskam, ist er wieder mit seinem Klüngelswagen um das Amtsgericht am Friedensplatz gefahren und hat lautstark gerufen: „Frische, prima Hering – genauso dick – wie vor 14 Tagen ...“ Als Meister Kleinöder das erzählt, strahlt er wie Mäxchen, der gerade einen Streich geplant hat. Und dann hängt er noch einen dran: Stets, wenn Jüppken Reuter danach noch das Gericht umfuhr, rief er immer: „Lumpen! Lumpen! Lumpen ...! Und jeder wußte, wer gemeint war.“

Von meinem Vater weiß ich noch, das muß so 1910 gewesen sein, daß der Hauptmann von Köpenick in Oberhausen war. Er hat im „Zillertal“ in Styrum gewohnt, heute unter „Sauerländer Hof“ bekannt. Der Wirt hieß damals Karl Perg und seine Frau nannte man Miss Polly, die hat dem Hauptmann immer das Bier gebracht. Bei einem Schuster

in der Josefstraße hat er vorübergehend geschustert. Wenn ich die Filme heute sehe, erinnere ich mich immer gerne an diese Geschichte.

Oberhausen wurde um die Jahrhundertwende auch einmal berühmt, ich weiß das von meinem Vater, als die Teerfabrik Phönix Pleite machte. Damals reiste der Prokurist der Firma zur Reichsbank nach Berlin, um einen Kredit zu bekommen. Er kam auch mit einem Geldsack, auf dem stand 100 000 RM, aus der Bank zurück. Statt das Geld jetzt an die Gläubiger auszahlungen, bestieg er mit seinem Chef einen Dampfer, mit dem sich beide nach Amerika absetzen wollten. Aber an Bord haben sie das Duo doch noch geschnappt. Von diesem Coup wurde eine Postkarte gemalt und gedruckt. Mit „vielen Grüßen aus Oberhausen“ und darauf war dann auch noch der 100 000 RM-Sack.

Ach ja, als Original hatten wir dann noch den Nikodemus. Viele werden ihn noch kennen. Er war ein pensionierter Bahnbeamter und wohnte in den Bahnhäusern an der Bahnhofstraße. Nech, da neben dem Bahnhof. Er war kein Original wie Jüppken Reuter, aber er verstand es, stets auf sich auf-

merksam zu machen. Wenn er auf der Bank im Park saß, und es kam jemand dazu, dann machte er sein Anfangsgebet „Fange mir ein Mäuschen ...“, um ins Gespräch zu kommen. Und dann paßte er auf, ob der andere rauchte. War das der Fall, dann zog er einen kleinen abgebrannten Stumpen aus der Tasche und bat um Feuer. Früher war es so, daß man dann keinen Streichholz anzündete, sondern die brennende Zigarre hinreichte. Nikodemus gab dann stets dem anderen seinen Stumpen statt die stattliche Zigarre zurück. Er hat niemandem wehgetan. Gut, wenn er ohne Schirm in die Kirche ging, dann kam er meistens mit zweien wieder raus. Aber keiner nahm es dem armen Kerl übel.

Dann hatten wir da noch in den 30er Jahren „Heldchen“. Ich glaub', keiner weiß, wie er richtig hieß. Aber weil er ein wenig tölpelhaft war, wurde er von den anderen stets gehänselt. Oder man machte ihn besoffen, zog ihn halbnackt aus, rieb ihn ein und federte ihn. Das hat mich dann auf die Palme gebracht, und ich bin eingeschritten. Handfest – versteht sich, denn

Ein wandelndes Oberhausener Geschichtsbuch ist der immer noch rüstige 90jährige.



ich war ja auch im Kraftsportverein. Kraftsport? Ja, da fällt mir noch der Karl Zerfoss von der oberen Marktstraße ein. Wo heute die Krankenkasse, die AOK ist. Der spendete beim Ringen dem Sieger immer Wurst, und zwar immer so viel, wie er Körperrumfang hatte. Und Arnold Schwarzer, der stiftete einmal für einen Schwergewichtskampf ein Kaffeeservice. Der 18jährige Autoschlosser Muckel Sanner mußte da gegen unseren Trainer Gustav antreten, der war von Beruf Schmied, aber weil er den 1. Weltkrieg mitgemacht hat, hatte er nicht das richtige Gewicht, und so legte er sich Bleiplatten an, aber das haben die Richter bemerkt. Er mußte dann ohne Platten kämpfen und wollte doch unbedingt das Service gewinnen. Angesichts der Umstände bat er dann den jüngeren Muckel, ihn doch gewinnen zu lassen, aber der lehnte ab, weil sein Mädchen ihm gedroht hatte: Komm' ja nich' ohne dat Service nach Hause. Aber wie das so ist, der Alte hat als besserer Techniker doch noch den Kampf gewonnen.

Hm, sonst noch was? Eigentlich nicht. Doch, einmal war ich Trauzeuge bei Nierhaus, die hatten auf der Elsässer Straße unten eine Kneipe und oben eine Notkirche. Also, oben wurden die Paare heilig gesprochen und unten dann „selig“ gemacht. Tja, es war schon eine verrückte Welt. Aber wenn ich so überlege, hat sich in Oberhausen eigentlich gar nicht soviel abgespielt. Es wurde mehr gearbeitet als gelacht. Anekdoten? Mir fallen keine mehr ein, aber vielleicht haben andere Menschen mehr erlebt. Ich meine Lustiges. Traurige und ernste Sachen gab es in meinem Leben genug, von der Kaiserzeit über Weimar und das Dritte Reich bis hin zum heutigen Tag.”

CANALE VERDE

Rhein-Herne-Kanal mausert sich zum Kernstück des Konzeptes „Grüne Mitte Oberhausen“

IRIS HOBLER

Das hat er eigentlich nicht verdient: Genug, daß seine Taufe in den Wirren des Jahres 1914 unterging, die spärliche Beachtung seines 75sten Geburtstages aber steht in keinem angemessenen Verhältnis zu seiner Bedeutung für das Ruhrgebiet und für die Stadt Oberhausen. Zeit also für seine Rehabilitation, Zeit für einen ausführlichen Blick in Geschichte und Zukunft des Rhein-Herne-Kanals.

Von Quelle und Mündung kann bei ihm – streng genommen – nicht die Rede sein, der 38 Kilometer lange Kanal folgt dem begradigten Emscherlauf – über weite Strecken parallel, nicht selten hat er es sich in dessen altem Bett bequemgemacht – von Herne über Gelsenkirchen, Oberhausen bis zum Duisburg-Ruhrorter Hafen. Er ist eine von mehreren Achsen, die künstlich ausgleichen, was die Natur so nicht vorgesehen hatte: Eine west-östliche Verbindung nord-südlicher, natürlicher Wasserwege,

somit auch eine Verknüpfung wichtiger Industrie- und Handelszentren. Bei Kilometer 4,5 stößt das Kanalbett auf Oberhausener Gebiet: Hinter Meiderich verläßt es die westliche Nachbarstadt, um auf Liricher Terrain sofort eines der herausragendsten Bauwerke zu passieren: die letzten Arbeiten zu dem 66-Millionen-Mark Projekt „Liricher Schleuse“ sind erst vor sieben Jahren abgeschlossen worden. Die Schleuse wurde entsprechend den Maßen riesiger Schubverbände konzipiert, 190 Meter ist sie lang, 12 Meter breit. Quer durch Oberhausen fließt das Wasser weiter, Buschhausen, Kaisergarten, Osterfeld, Vonderort lauten die Stationen, bevor bei Kilometer 12,9 das Stadtgebiet wieder verlassen wird.

Um ein vielfaches älter könnte die Wasserstraße sein, wenn die allerersten Baupläne in die Tat umgesetzt worden wären. Denn schon dem alten Fritz wurden Pläne vorgelegt, nach denen die Emscher für

Schiffe nutzbar gemacht werden sollte. Der preußische Regent jedoch war mehr mit seinen territorialen Neuerwerbungen Ermland und Westpreußen beschäftigt, als daß er diesen Überlegungen besonderen Wert beigemessen hätte. Auch Napoleon soll einmal geplant haben, einen sogenannten „Canal de la Baltique“ zu erbauen; es blieb bei der Idee.



Durch moderne Schleusen ist der Kanal auch von Schleppverbänden passierbar.

Ein weiterer berühmter „Gegner“ des Unternehmens: Bismarck. Er war zu sehr in Verfassungskonflikt und „Kriegsspiele“ verstrickt, als daß er den Industriellen, die mit dieser Idee „schwanger gingen“ gebührende Aufmerksamkeit gewidmet hätte. Und bevor 1905 dann endlich dem Bau des Kanals zugestimmt wurde, hatten sich die Parteien für und wider im Parlament heftige Kämpfe geliefert. Drei Jahre später aber startete das Unternehmen, das unsere Urahren vor nicht unerhebliche Probleme stell-

te. Zwölf Meter Höhenunterschied mußten überwunden, Bergsenkungen berücksichtigt, die Emischer verlegt, Schleusen, Brücken und Düker konzipiert werden.

Vor allem die Grubenfelder, die durchquert wurden – die der Zechen Westende, Oberhausen, König Wilhelm, Prosper, Cölner Bergwerksverein, Victor und König Ludwig, um nur einige wenige zu nennen –, bereiteten den Planern so manch schlaflose Nacht. Am Ende aller Mühen wies die Endbilanz satte 70 Millionen Goldmark an Kosten aus.

Eine kleine Anekdote am Rande: Auf Oberhausener Boden sank der Grundwasserspiegel „dank“ des Kanalbaus um drei Meter, der Teich im Kaisergarten trocknete bis auf den letzten Tropfen aus: 60 000 Kubikmeter Teich-Boden mußten erst ausgehoben werden, bevor sich das unansehnliche Loch wieder mit Wasser füllte.

Der Rhein-Herne-Kanal hatte von Beginn an ein echt „internationales Flair“: Kähne aus den Niederlanden, aus Belgien, Frankreich und der Schweiz schipperten auf ihm quer durchs Revier.

Als eine echte Fundgrube in Sachen „Kanal“ erweist sich das städtische Archiv, in den Zeitungen wird das Geschehen rings um die Wasserstraße immer wieder resümiert. So berichtet die Nationalzeitung am 29. November 1932 unter der Überschrift „Errichtung von Schiffsliegeplätzen am Kaisergarten Oberhausen“: „Das preußische Wasserbauamt Duisburg-Meiderich (...) führte seit September im Rahmen des Arbeitsbeschaffungsprogramms der Reichsregierung, einem dringenden Bedürfnis der Sicherheit des Kanalverkehrs entsprechend, zwischen Kilometer 8 und 9 des Rhein-Herne-Kanals (...)

zusätzliche Arbeiten zur Schaffung von Schiffsliegeplätzen durch Zurückverlegung des südlichen Kanalufers aus.“

Drei Monate zuvor gelangte der Kanal in die Schlagzeilen, weil ein heißer Sommer die Leute ans kühlere Wasser trieb. „Infolge der großen Hitze hat der Badebetrieb am Rhein-Herne-Kanal einen Umfang erreicht, der einem regelrechten Strandleben ähnelt“, wußte der General-Anzeiger zu melden. Da dies nicht im Sinne der „Ordnungskräfte“ gewesen sei, hätten sie versucht, „das Treiben“ zu beenden: „Abends wurden die Ufer durch Polizeibeamte auf Fahrrädern abpatrouilliert. Hierbei gab es natürlich heitere Szenen, weil die Badenden keine Zeit mehr zum Ankleiden fanden und nur mit der Badehose bekleidet vor dem sie verfolgenden Polizeibeamten Reißaus nahmen...“

Auch daran werden sich vielleicht noch einige Oberhausener Bürgerinnen und Bürger erinnern: Im September des Jahres 1967 berichtete die „Ruhrwacht“ vom Fischsterben im Rhein-Herne-Kanal. „Zu Hunderten“, so lautete die Hiobsbotschaft damals, „treiben tote und sterbende Fische im Rhein-Herne-Kanal an der Schleuse II in Lirich an der Wasseroberfläche.“ Diese weitgreifende Umweltverschmutzung wurde einer Baustelle auf einem ehemaligen Teergelände angelastet, hier sei dreckiges, „vermutlich verseuchtes Grundwasser“ in den Kanal gepumpt worden.

Darüber hinaus findet sich neben der Betonung der „bedeutenden Wasserstraße“ in den Quellen auch immer wieder der „Freizeit- und Erholungswert“ des Kanals. 1953 beispielsweise spricht die NRZ von seinen Ufern, an denen es „fast so





Geruchsamer waren die Zeiten der Koble-schlepper, mit ihren Kähnen. Die Fotos aus den 30er Jahren zeigen den Kanal zwischen dem Gasometer (1929 erbaut) und der Osterfelder Straße.

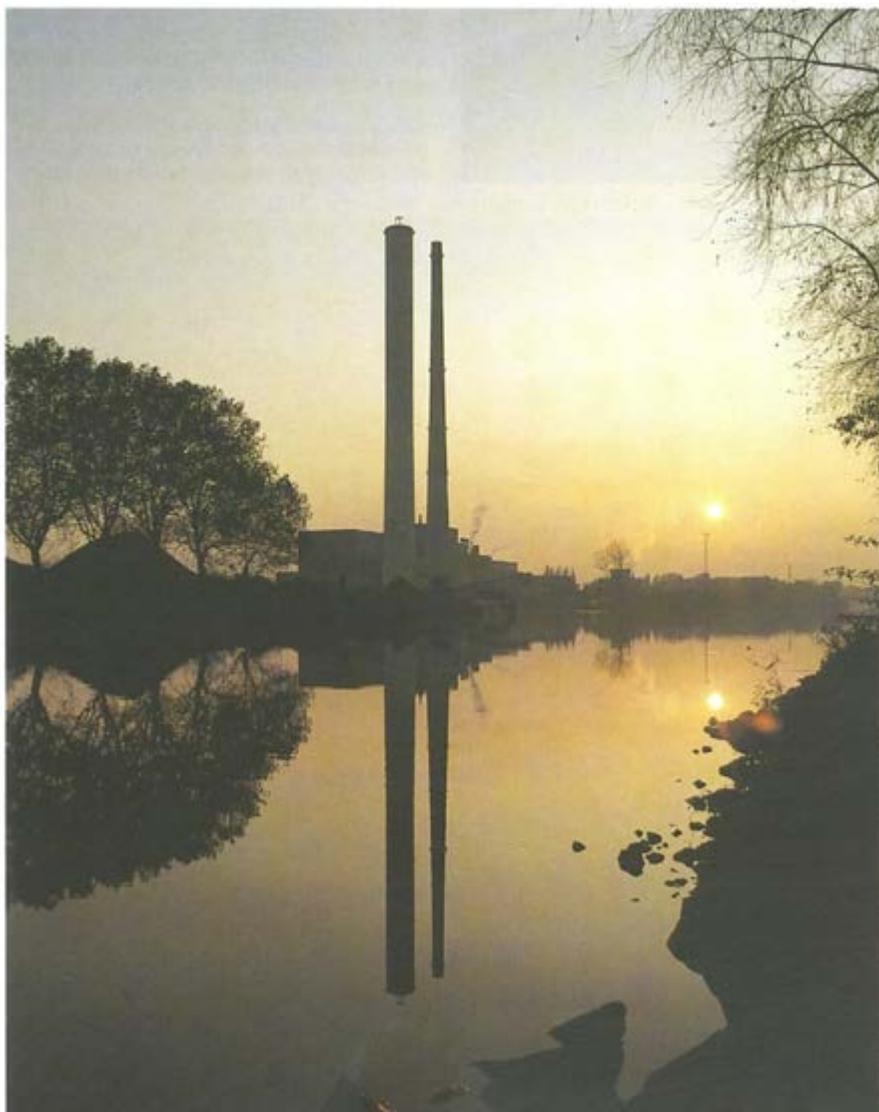
Neben seiner Bedeutung als Wasserstraße gewinnen die Ufer des Kanals heute als Naherholungsgebiet zunehmend an Bedeutung.



erholsam wie in einem Kurort" sei. Eigentlich also ist mit dem „Rhein-Herne-Kanal-Uferprogramm“ nur ein bereits beschrittener Weg bewußt und konsequent weitergegangen worden. Womit der kurze geschichtliche Exkurs in der Gegenwart angelangt wäre: Das Ufer des Kanals nimmt in dem Projekt „Grüne Mitte Oberhausen“ eine zentrale Stellung ein. Rad- und Wanderwege entlang des – wie es im Amtsdeutsch heißt – „Infrastrukturbandes“ schuf und sanierte die Stadt auf zehn Kilometern Länge, die Fußgängerbrücke am Kaisergarten wurde in Kooperation

mit der EVO gebaut. Landschaftlich reizvolle Flächen (wie die Brache Vondern) wurden erworben und erschlossen, sie mauserten sich innerhalb kürzester Zeit zu einem beliebten Flecken Natur: „Naherholung vor Ort“ könnte das Motto lauten. In den planerischen Richtlinien heißt es außerdem, daß die „Überwindung von Infrastrukturbändern wie Bahn, Autobahn, Emscher, Rhein-Herne-Kanal“, die „Vernetzung von Grünflächen“ ein wesentlicher Inhalt des „Grüne Mit-

Hier die Müllverbrennungsanlage in Lirich, einmal aus einer Perspektive, wie sie sich sonst nicht darstellt.



te“-Konzeptes sei. Nicht ohne Stolz verweisen die Städteplaner auf zwei Urkunden, die eine kahle Rathauswand auf der fünften Etage schmücken: „Bürger, es geht um deine Gemeinde“ lautet der Slogan des Landes- und Bundeswettbewerbes, an dem Oberhausen 1987 mit zweifachem Erfolg teilnahm. Landessieger darf sich die Stadt nennen, der Bundeswettbewerb warf immerhin die Silberplakette ab. Begründung der Bewertungskommission: „Die Stadt Oberhausen hat klar erkannt, daß die Zukunft ihres Gemeinwesens von der Funktionsfähigkeit ihrer natürlichen Ressourcen abhängt. Sie hat entschlossen den Weg zur Reparatur dieser zerstörten Lebensgrundlage eingeschlagen und verdient jede denkbare Ermutigung für dieses langwierige und mühsame Vorhaben.“ Nicht nur die bundesweite Anerkennung ist es, die Planer Norbert Reglinski freut, sondern vor allem „das Echo des Rhein-Herne-Programms und der ‚Grünen-Mitte‘ in der Programmatik der Internationalen Bauausstellung Emscher-Park ist für mich ein wesentlicher Erfolg“.

Viel mehr noch ließe sich berichten über die Geschichte des Rhein-Herne-Kanals, die Geschichte der Menschen, die mit ihm verbunden sind, viel mehr auch über die geplante Entwicklung, die zukünftige Bedeutung der Wasserstraße, ihrer Ufer, der an ihr liegenden Flächen.

Ein Spaziergang, eine Entdeckungsreise auf dem Rad aber sind ungleich besser geeignet, die verschlungenen, dicht bewachsenen Wege des Ufers, die hier aufgestellten sehenswerten Objekte Oberhausener Künstler, das stillfließende, glitzernde Band des Rhein-Herne-Kanals neu zu erleben.

„AKKORD“- ARBEIT

*Jugendmusikschule fördert
die musikalische Basis
wie auch das Top-Talent*

KLAUS MÜLLER

Ein Einsatz von vielen: Mit Blaulicht rast der Rettungswagen über die Mülheimer Straße in Richtung Stadtmitte. An der Kreuzung zur Schwartzstraße – die Ampel steht auf „Rot“ – drückt der Fahrer zusätzlich noch die Taste der Fanfare, um sich den Weg durch den wie immer dichten Verkehr zu bahnen. Da ertönt sie wieder, x-fach gehört und dennoch heute erstmals unter einem ganz anderen Aspekt „analysiert“: „Ta-tüüü, ta-taaa“ – klarer Fall, das ist 'ne Quarte! Wie oft mag dieses Signal mit dem Vier-Töne-Abstand hier, gegenüber der Aula des Heinrich-Heine-Gymnasiums, erklingen sein? – Ein Einsatz von vielen: „Okay, und 3, und 4, und ...“ Mit lockerer Hand führt Volker Buchloh den Taktstock, während jugendliche Streicherarme eifrig streichen und Bläserwangen emsig blasen. Da ertönen sie wieder, die hin und wieder mal etwas schrägen, dafür mit um so mehr Begeisterung produzierten Orchester-

Klänge in dem so herrlich unaufgeräumt-gemütlichen Probenraum an der Mülheimer Straße, gegenüber der Aula des „Heine“. „Di-da-diii, ta-da-da – di-da-diii, ta-da-da“ – klarer Fall, das ist 'ne Komposition von Bach! Wie oft mag sie hier noch erklingen, ehe sie aufführungsreif ist? – Zwei Einsätze an gleicher Stelle, und doch so unterschiedlich. Mal zig Jahre zurückliegend, mal ganz „up to date“; mal völlig elektronisch auf Tastendruck, mal ganz harmonisch bei harter Probenarbeit; mal die städtische Berufsfeuerwehr, heute am Brücktor beheimatet, mal die städtische Musikschule, heute in der alten Feuerwache zuhause. Die Zeiten eintönig-monotoner Quartett sind vorbei – heute findet hier in mehrfacher Hinsicht „Akkord-Arbeit“ statt.

Rückblende: Am 1. Juni 1964 wurde der entsprechende Beschluß eines Kuratoriums in die Tat umgesetzt, die Oberhausener Ju-

gendmusikschule als e. V., als „eingetragener Verein“, gegründet. Der damalige Leiter, Willi Grosse Brömer, war „Vorstands-Vorsitzender“. Schon zu damaliger Zeit offenkundige Finanzprobleme brachte dieser bereits in einem vom 30. November 1964 datierten Schreiben an den Oberstadtdirektor auf den Punkt: „Dürfen wir Sie bitten, bei den kommenden Etatberatungen einmal zu prüfen, ob es nicht möglich ist, einen Zuschuß zu gewähren? Nur dann können wir Instrumente für Kinder aus sozialschwachen Familien anschaffen und neue Lehrkräfte einstellen.“

In seiner Begründung zitierte Grosse Brömer aus der Denkschrift 1964 des Deutschen Musikrates: „Die Breite der Musikpflege in Schule und Jugend steht mit der Spitze musikalischer Berufsausbildung und -Praxis in enger Wechselwirkung. Daher wird die Unterhaltung und Subventionierung unserer hochentwickelten Orchester- und Opernhäuser erst dann sinnvoll, wenn deren Kontinuität und künstlerischer Leistungsstand auch durch entsprechende Förderung der Musikerziehung und Musikpflege in Schule und Jugend gewährleistet werden.“ Hehre Worte, die dann auch erhört wurden. Die Stadt hatte ein Einsehen – und übernahm das Institut kurzerhand zum 1. Januar 1966 in eigene Trägerschaft.

An Zielsetzung wie Geldmangel hat sich gleichermaßen bis auf den heutigen Tag freilich nichts geändert. Daß dennoch in der Zwischenzeit ganze Arbeit geleistet wurde, dafür garantierte in erster Linie ein Mann namens Wolfgang Dehnert, der exakt neun Jahre an der Musikschule die „erste Geige spielte“, sprich: deren Geschicke lenkte. Als Nachfolger von Karl-

Heinz Mertens gelang ihm das aufgrund seines unermüdlichen Engagements in hervorragender Art und Weise. Die Tatsache, daß viele „Mädchen und Jungen“ von damals nach wie vor einen engen Kontakt zu Wolfgang Dehnert pflegen, mag ein Beweis seiner mehr denn je ungebrochenen Popularität in der Oberhausener Musikszene sein.

Nach einem knapp zweijährigen Intermezzo des Kommissarischen Leiters Ortwin Benninghoff, übernahm am 1. November 1987 Volker Buchloh das Lebenswerk von Wolfgang Dehnert.

30 Jahre jung ist er, und was sich in den zurückliegenden 15 Jahren in seinem Leben abspielte, sucht in bundesrepublikanischen Landen wohl seinesgleichen. Mit 14 erlernte Buchloh sein erstes Instrument, die Klarinette. Zwei Jahre später kam das Klavier hinzu, „schon im Hinblick auf's Studium“, wie er versichert. Dieses begann als 18jähriger an der Duisburger Gesamthochschule und endete frühzeitig.

„Ich war fanatisch veranlagt, mir selbst was beizubringen“, erinnert er sich an Zeiten der persönlichen Vereinsamung. „Häufig stritt ich mich mit Dozenten, die mir ganz einfach nicht mehr das sagen konnten, was ich unbedingt wissen wollte. Heute lachen wir dar über ...“

Vor allem aber hatte er wenig später gut lachen: Nach der bestandenen Aufnahmeprüfung an der Essener Folkwang-Hochschule ging es nämlich Schlag auf Schlag vorwärts: Zunächst übernahm der Musik-Besessene auf entsprechende Empfehlung hin die Leitung eines Chores, der bis heute – nach wie vor unter seinem Dirigat – als „Kammerchor“ weit über die Grenzen Nordrhein-Westfalens hinweg Maßstäbe setzt. Keine Frage: Zum



ersten Hauptfach (Klarinette) gesellte sich schnell ein zweites, das Dirigieren. Doch aller guten Dinge sind bekanntlich drei – und so kam per Sonderantrag auch noch der Gesang hinzu. In seinem wissenschaftlichen Hauptfach widmete sich Buchloh der Gregorianik, als zweites Fach wählte er „nebenbei“ die Geographie.

Musikalische Früherziehung mit behinderten Kindern.

Aufführung des Kinderballetts „Mitternachtspitz“.

Nach fünf Jahren der Abschluß – und gleichzeitig ein Neuanfang. Denn Volker Buchloh wäre nicht Volker Buchloh gewesen, wenn er dem ersten Studium nicht gleich

noch ein zweites, nämlich das des Kapellmeisters, hätte folgen lassen. Und abermals füllte er das Formular eines Sonderantrages aus. Als Saxophonist mittlerweile firm, was

Volker Buchloh, der Leiter der Stadt-Musikschule, gratuliert Frau Luise Marmann zum 20jährigen Jubiläum als Musikerzieherin und Cbeftin des Stadt-Jugend-Akkordeonorchesters.



den Bereich der Bläser anbelangt, fehlten noch persönliche Streicher-Erfahrungen. „Als Dirigent muß ich aber vorne ganz einfach so die Bewegungen ausüben, als wenn ich selbst einen Bogen in den Händen halte.“ Logisch – fortan widmete er sich dem Cello-Spiel, abermals bis zum Abschluß. Und dann der Sprung zur Oberhausener Musik-

schule, als Leiter, mit gerade mal 28 Jahren.

Dies alles liest sich wie eine Bilderbuch-Karriere, wobei er freilich selbst immens zum Erfolg beitrug, indem er die Bilder klangmalerisch ausfüllte. „Während meiner langen Ausbildung wurden viele Fehler gemacht. Fehler, die ich jetzt versuchen möchte, meinen Schützlingen zu ersparen.“ Mit diesen Worten umschreibt Buchloh seine Grundmaxime als Musikschul-Leiter. In „hervorragendem Zusammenspiel mit erstklassigen haupt- und nebenamtlichen Pädagogen“ entwickelte er ein Konzept, das schon jetzt erstaunliche Erfolge vorzuweisen hat: Mit 890 Schülern übernahm er das Institut, heute sind's gut 1100 – „Tendenz steigend“. In einer Vielzahl an Vor-Orchestern und Spielkreisen können die Nachwuchs-Musiker in der Gemeinschaft ihr Können unter Beweis stellen. „Wir versuchen, nicht nur Talente zu fördern, sondern diese auch mit niveaувollen Angeboten hier in dieser Stadt zu halten“, betont Buchloh.

Um dieses doch deutlich an den Auszug aus der Denkschrift des Deutschen Musikrates erinnernde Ziel zu erreichen, wird nur allzu gern auch Neuland betreten: Seit einem knappen halben Jahr findet an der Mülheimer Straße beispielsweise eine musikalische Früherziehung für behinderte Kinder statt, spezielle Theorie-Kurse sollen Talenten, die später eine ähnliche Laufbahn wie Volker Buchloh einschlagen wollen, dabei helfen, die ungemein schweren Aufnahmeprüfungen an den Musikhochschulen erfolgreich zu bewältigen. Ein Orff-Spielkreis steckt ebenso im Aufbau wie ein Percussion-Ensemble.

Ganz besonders stolz ist „der





Früh übt sich, wer ein Meister werden will. Hier die jüngsten Streicher bei der Probe.

Chef“ über die von ihm ins Leben gerufenen „Schnupperkurse“. Ein Jahr lang lernen 6–7-jährige „Schöööler“ die komplette Bandbreite der Musik kennen. Jeweils drei Monate schnuppern sie in die Welt der Saiten-, Blas-, Tasten- und Schlag-Instrumente hinein, um dabei spezielle Neigungen und Interessen frühzeitig zu erkennen. Dabei liebt Buchloh eine gewisse „Workshop-Atmosphäre“. Jeans und Turnschuhe als „Outfit“ empfindet er wesentlich angenehmer als unbequeme Galakonzert-Klamotten; im Probenraum liegen die beiden aneinandergebundenen Teesiebe – ja, auch damit kann man Musik machen! – völlig ungeniert inmitten eines wahren Percussion-Stillebens, zu dem auch die leeren Farbeimer gehören, über die ganz einfach Zellophan-Papier stramm gespannt wurde und beim Drauf-trommeln vom Geräusch her an den „Blubb“ aus der Spinat-Werbung erinnern. Improvisation ist halt alles – und bei der Musik gleich in doppelter Hinsicht.

Das Musizieren soll in erster Linie eben Spaß machen. Wie beispielsweise dem 15 Jahre alten Torgen

Melech und dem ein Jahr älteren Matthias Peters. Wenn die beiden schlanken, sympathischen Teens so vor einem stehen, glaubt man, sie könnten kein Wässerchen trüben. Haben beide aber erst einmal zwei hölzerne Sticks in den Händen und am Drum-Set Platz genommen, machen sie „Animal“, dem über die Tom-Toms, Becken, Trommeln und Hi-Hats wirbelnden Schlagzeuger der „Muppets-Show-Band“, alle Ehre. Nach einem Vorbild befragt, verweisen beide auf Ian Paice von „Deep Purple“. Und wie sie da so loslegen, fehlen neben erlösenden Ohrstöpseln eigentlich nur noch die Laser-Show und Scheinwerfer-Batterien für die zukünftigen „Highway Stars“.

In der Musikschule fühlen sie sich wie zuhause. „Super-Lehrer, Super-Ausrüstung, halt ein Super-Spaß“; schwärmen beide. „Wenn’s in der Penne mal Frust gibt, kann man sich hier oder an der heimischen ‚Schießbude‘ so richtig austoben.“

Obsich nun der Kinderchor trifft, um fürs nächste Schulfest zu pro-

ben, die „Flötentöne“ beim entsprechenden Spielkreis beigebracht werden, die Kleinsten der Kleinen per „Suzuki“-Methode ohne Notenkenntnisse mit traumhafter Sicherheit über die Mini-Geigen streichen oder die älteren Jahrgänge im besagten Jugendsinfonie-Orchester Bachsches Kompositionsgut in Angriff nehmen – dieses Haus an der Mülheimer Straße steckt tatsächlich voller Musik, was denn auch alljährlich im Rahmen eines „Tages der offenen Tür“ hörbar, unüberhörbar unter Beweis gestellt wird.

Was bleibt sind Pläne, Ziele, Hoffnungen. Mehr und vor allem besser ausgestattete Probenräume – vielleicht sogar in einem völlig neuen Gebäude – stehen neben der Neueinstellung hauptamtlicher Lehrer ganz oben auf dem „Wunschzettel“ Volker Buchlohs. Allein: Das Geld fehlt, heute wie damals. „Wir haben verdammt gute Leute hier, sowohl bei den Schülern als auch bei den Pädagogen“, versichert der Musikschul-Leiter stirnrunzelnd. „Die müssen wir halten, das Niveau anheben, die Wartelisten verkürzen.“

Die nächste Probe steht an, Volker Buchloh greift zum Taktstock, seine Schützlinge brennen auf ihren Einsatz. Draußen rast ein Rettungswagen über die Mülheimer Straße, mit Blaulicht und „Quarte“. Hier hängen derweil die Oboen hoffnungslos hinter den Streichern bei der Bach-Arie hinterher. Mit stoischer Ruhe dirigiert Buchloh konzentriert weiter. „Ziffer 78 ist das jetzt, und 79, und ...“ läßt er die „Schuldigen“ mit sehr viel „Taktgefühl“ wissen. Und mit Erfolg: Bei „82“ paßt es wieder zusammen.

Kein Zweifel: Was hier geleistet wird, das ist Akkord-Arbeit, im wahrsten Sinne des Wortes.

MAHNMALE, SCHMUCKSTÜCKE UND SYMBOLE

*400 Objekte stehen in Oberhausen
unter Denkmalschutz*

PETER HOFFMANN

Mehr und mehr aus dem Wortschatz verschwunden ist die frühere Bezeichnung für die Ruhrgebietsstadt Oberhausen „Wiege der Ruhrindustrie“. Diese Wortschöpfung trifft zwar die historische Tatsache der Gründerzeit, hat aber bei den gravierenden strukturellen Veränderungen im Bergbau und in der Eisen- und Stahlindustrie heute kaum noch Gewicht. Gewiß sind Rückerinnerungen an diese Zeit in der geschichtlichen Entwicklung unserer Stadt, die 200 Jahre lang von der Industrie geprägt wurde, immer noch lebendig – und das ist gut so –, der Blick aber geht nach vorn. Dem Denkmalschutz und der Denkmalpflege hat der Minister für Stadtentwicklung, Wohnen und Verkehr des Landes Nordrhein-Westfalen, seine besondere Aufmerksamkeit gewidmet. Vorwiegend sind industrielle Denkmäler gemeint, die zu pflegen und zu erhalten ein besonders wichtiger Beitrag zur Bereicherung der Kultur-

landschaft darstellt. Diese Feststellung ist zu begrüßen und ist sowohl von der Stadt Oberhausen als auch von privaten Denkmaleigentümern als richtig erkannt worden. Inzwischen gibt es in Oberhausen Erinnerungsstücke aus ehemaligen Produktions- und Werkstätten, die das industrielle Erbe unterstreichen. Es sind dies denkmalgeschützte Objekte älteren und neueren Datums, wovon nur einige hier genannt werden sollen. Da steht z. B. die Babcock-Pressen vor der neuen Hans-Sachs-Schule im Bero-Center, eine „Kokille“ aus der Eisenfabrikation von GHH/HOAG/Thyssen hat ihren Platz an der Ecke Essener und Sterkrader Straße gefunden, der Förderturm auf dem Gelände der ehemaligen Zeche Concordia als imposantes Wahrzeichen, die Förderräder in Alstaden und vor der Sporthalle des Heinrich-Heine-Gymnasiums, die Statuen der heiligen Barbara vor dem M.A.N./GHH-Verwaltungsge-

bäude auf der Essener Straße, in dem früher einmal die Zentrale des gesamten GHH-Konzerns residierte und vor der St. Pankratius-Kirche in Osterfeld, das Holz-Relief über die schwere Arbeit der Bergleute am Jugendheim St. Vincenz Osterfeld und der „Eisengießerei“ auf der Bahnhofstraße in Sterkrade halten die Erinnerung an die ehemalige Bergbau- und Hüttenstadt Oberhausen wach. Erst in jüngster Zeit wurden drei Reaktoren aus der Ammoniakproduktion vor dem Werk Ruhrchemie der Höchst AG aufgestellt. Dies ist ebenfalls ein Zeichen für eine wichtige Epoche der wirtschaftlichen Entwicklung in Oberhausen. Es muß einer späteren Erörterung vorbehalten bleiben, einmal alle denkmalgeschützten industriellen Objekte aufzulisten, wobei auch die Baudenkmäler zu berücksichtigen wären. Eine lohnende Gemeinschaftsaufgabe des Rheinischen Industrie-Museums, der Stelle für Denkmalschutz beim Hochbauamt und des Stadtarchivs. Der Landschaftsverband Rheinland hat für Oberhausen in einem zunächst groben Überblick 400 Objekte für den Denkmalschutz aufgestellt; da bleibt für die Denkmalschützer noch eine Menge Arbeit zu tun.

In diesem Jahrbuch-Beitrag werden ohne Rangfolge einige Denkmäler beschrieben, bekannte und unbekanntere. Darunter sind ein paar der bereits genannten Industrie-Denkmäler. Sie haben ihre eigene Geschichte, teils interessant, teils amüsant. Alle aber sind Teil unseres Lebens, ein Stück kulturellen Erbes, das unsere Stadt lebens- und liebenswert macht. Sicherlich kommt es dabei darauf an, zu differenzieren, abzuwägen und die Übersicht zu behalten, damit nicht alles, was einmal war, die höheren

Weihen des Denkmalschutzes erhält. Klasse und nicht Masse ist gefragt!



Babcock-Press

Die Babcock und Wilcox Dampfkesselwerke AG haben 1972 im Werk Oberhausen eine große alte Presse stillgesetzt, die als Herzstück der Kesselfertigung und in ihrer Art und Form einmalige Schmiedepresse der Nachwelt erhalten werden sollte.

Die Anlage besteht aus: einer Vertikalpresse, 1.500 t Preßkraft, Baujahr 1915, einer horizontalen Presse, 1.000 t Preßkraft, Baujahr 1926.

Die Presse wurde als Freiplastik im Gelände der neuen Hans-Sachs-Schule aufgestellt, um vor allem die junge Generation mit diesem Wahrzeichen der Industrialisierung vertraut zu machen.

„Eisengießer“ oder auch „Hüttenmann“

Zu Ehren der Oberhausener Arbeiterschaft von der Sterkrader Interessengemeinschaft (STIG) gestiftet. Initiator war der verstorbene

Rechtsanwalt und Stig-Vorsitzende Dr. Peter Mandelartz, dem auch das Glockenspiel im Turm des Sterkrader Hochhauses an der Steinbrinkstraße zu verdanken ist. Die ca. 3 m hohe Steinplastik wurde vom Budericher Bildhauer Wilhelm Hanebal geschaffen. „Ein Standbild, das zur Stadt in lebendiger Beziehung steht und ein Bild des schaffenden, denkenden und besinnlichen Menschen darstellt“, heißt es in der Denkmalsbeschreibung. Das Denkmal sollte schon 1956 aufgestellt werden, wurde aber erst am 3. Dezember 1960 in einer „schlichten“ Feierstunde enthüllt. Der damalige Baudezernent, Stadtbaurat Werner Paulat, nannte den Eisengießer sei-



nes verspäteten Eintreffens in Sterkrade wegen den „müden Theodor“. Es gab um den Stellplatz auch Streit; nach einer vorübergehenden Bleibe im Zilian-Park am Bahnhof Sterkrade steht der „Eisengießer“ heute an der oberen Bahnhofstraße in der Nähe des früheren Standortes.

Barbara-Statue vor dem GHH/M.A.N.-Gebäude Essener Straße

Aufgestellt wurde die Barbara-Statue zur Erinnerung an die „Bergbaustadt“ Oberhausen. Sie wurde auch als Symbol für die Verehrung der heiligen Barbara, die Schutzpatronin der Bergleute ist, im Juli 1960 als Denkmal enthüllt. Bei dieser Gelegenheit erklärte Bergassessor Klaus Haniel, Vorstandsmitglied



der damaligen Hüttenwerk Oberhausen AG und Nachfahre eines der Gründer der „Wiege der Ruhrindustrie“, die ehemaligen acht Schachtanlagen der Gutehoffnungshütte, die nach der Entflechtung zunächst als eigenständiges Bergbau-Unternehmen „Bergbau AG Neue Hoffnung“ weitergeführt wurden, dann Bergbau-Abteilung der Hüttenwerk Oberhausen AG waren, bis sie im Zuge der Neuordnung des Ruhrbergbaus zur Ruhrkohle AG kamen, hätten in 100 Jahren ca. 220 Millionen t Steinkohle gefördert und in den Kokereien seien mehr als 70 Millionen t Koks

hergestellt worden. Die damalige Prognose von Klaus Haniel lautete: Der Kohlevorrat allein der ehemaligen GHH-Zechen betrage noch 750 Millionen t Kohle, die einen Kohleabbau von 150 Jahren sichere. So ändern sich die Zeiten!

Die Barbara-Statue ist ein Werk des Bildhauers Rudolf A. Agricola.

Turnvater

Friedrich Ludwig Jahn

Das im kleinen Park an der Schwartzstraße stehende Jahn-Denkmal wurde 1932 von der Stadt übernommen. Nach den vorliegenden Aufzeichnungen ist das Denkmal eine Stiftung des Oberhausener Turnvereins, der das Denkmal 1928 der damals schon in Blüte stehenden Oberhausener Leichtathletik widmete. Im General-Anzeiger vom 17. August 1943 (bei einer Denkmalsfeier) wird Oberhausen von den Sportlern als „Stadt der Leichtathletik“ gefeiert, weil die Leistungen der Athleten weit über den lokalen Bereich hinaus bekannt und bedeutsam geworden seien. Jahn wird in diesem



Bericht seiner humanitären und pädagogischen Fähigkeiten wegen mit Pestalozzi, Froebel und Herbarth verglichen.



Bronze-Plastik

„Vater und Sohn“ am Heinrich-Heine-Gymnasium

Professor Schepp aus Aachen schuf die Bronze-Plastik „Vater und Sohn“ (auch als „Lehrer und Schüler“ bezeichnet), die vor dem Heinrich-Heine-Gymnasium, dem ehemaligen Staatlichen Gymnasium Oberhausen, steht.

Es gab mal Irrationen, als die Plastik für ein Modell in Düsseldorf „Pate“ gestanden und vorübergehend aus dem Blickwinkel verschwunden war. Hier sahen Nichteingeweihte schon eine Parallele zu dem von Professor Mataré geschaffenen „Denkmal“ „Urbeginn“ vor dem Schloß Oberhausen, das ein unverdientes Schicksal der Verschrottung erfuhr.

„Die Trauernde“

Eine in weiten Gewändern gehüllte Frauengestalt blickt auf die

Schrift zu ihren Füßen, auf der steht: „50 Millionen Menschen fanden im letzten Krieg den Tod, weitere Millionen verloren Heimat und Familie. Das Schicksal vieler liegt noch im Dunkeln der Unge-
wissenheit“.

An der von Professor Willi Meller aus Freiburg aus einem 18-t-Granitblock geschaffenen Statue finden alljährlich Totengedenktage statt.



Das vor dem Schloß Oberhausen stehende Denkmal wurde im März 1961 von Frau Oberbürgermeister Luise Albertz eingeweiht.

„Hirsch im Kaisergarten“

„Kein Prunkwerk, aber eine Erinnerung an das Sterkrade der Jahrhundertwende“, schrieb eine Oberhausener Tageszeitung über das Hirsch-Denkmal, mit dem es seine eigene Bewandnis hat. 1904 in Bochum gegossen, zierte es viele Jahre die Villa Duesberg im Sterkrader Stadtzentrum, die dem Gründer der Ludwigshütte, Duesberg, gehörte. Der Hirsch stand hinter einem schweren, kunstvoll verzier-

ten schmiedeeisernen Gitter an der Ecke Finanz- und Ramgestraße. Die Villa mußte einem neuen Wohn- und Geschäftshauskomplex weichen. Ob sich ältere Sterkrader Mitbürger noch an den Blick auf den Hirsch hinter dem Zaun erinnern? Bis 1962 hatte das Hirsch-Denkmal im Garten des Sterkrader Bürgers Dr. Peter Mandelartz eine Bleibe, der die „schöne Tierplastik“ vor dem Verschrotten rettete. Mit Hilfe des ehemaligen Leiters des Hochbauamtes Erwin Gütle und des früheren Gartenbaudirektors Erwin Gräsle, wurde die Odyssee des guß-



eisernen Hirsches beendet. Dr. Mandelartz machte das Denkmal der Stadt zum Geschenk. Seit 1962 steht der Hirsch im Kaisergarten. Übergeben im September 1962 anlässlich der Festwoche „100 Jahre Oberhausen“.

„Wasservogel“ am Friedensplatz

Der „große Vogel“, auch „Friedenstaube“ genannt, wurde der

Stadt und der Oberhausener Bevölkerung 1962 von der Stadtparkasse Oberhausen geschenkt. Die Bronze-Skulptur stammt von dem



Düsseldorfer Künstler Professor Szoltan Szekey und ist eine attraktive Bereicherung der fußläufigen Zone des Friedensplatzes. 1974 wurde ein Schutzanstrich erforderlich.

„Berliner Bär“ am Berliner Platz

Ein wenig versteckt steht der „Berliner Bär“ am Eingang zum Park Ecke Schwarz- und Freiherr-vom-Stein-Straße. Das steinerne Denkmal schuf der Alstadener Bildhauer Waldner. Anlaß der Aufstellung war die Erinnerung an den Volksaufstand der Berliner Bevölkerung am 17. Juni 1953. Festrednerin bei der Denkmalsenthüllung am 17. Juni 1962 (Tag der deutschen Einheit) war die Abgeordnete Irene Fleischhauer vom Berliner Abgeordnetenhaus. Sie sprach von dem Berliner Bären als von einem

Symbol der Freiheit. Der Bär war über Nacht von unbekanntem Tätern mit roter Farbe beschmiert worden; diese wurden als „vaterlandslose Gesellen“ bezeichnet, die Tat selbst als Verunglimpfung empfunden.

Der Berliner Platz hatte in seiner kommunalen Geschichte mehrere Namen: bis 1933 „Bahnhofsvorplatz“, bis 1945 „Franz-Seldte-



Platz“, bis 1962 „Am Hauptbahnhof“ und ab 1962 „Berliner Platz“.

Reaktoren aus der Ammoniakerstellung des Werkes Ruhrchemie der Höchst AG

Als ein Stück Industriegeschichte des Werkes Ruhrchemie der Höchst AG stehen seit September 1989 auf der Wiese vor dem Werk drei Reaktoren aus der Ammoniakerstellung der Ruhrchemie. Die Ammoniakerstellung war ein wichtiger Produktionszweig des Werkes und damit auch eine bedeutsame Einnahmequelle der Ruhrchemie, die für die wirtschaftliche Existenz des

Ortsteils Holten seit 1927 existenzielle Bedeutung hat. Bis 1983 wurden insgesamt 3,3 Millionen t Am-



moniak hergestellt; die Produktion wurde aus wirtschaftlichen Gründen eingestellt. Die „Drei Röhren“ an der Bahnstraße sind nun ebenfalls Bestandteil der Oberhausener Industriedenkmäler.

„Wasserspiel“ auf dem Wappenplatz in Osterfeld

Inzwischen ein Wahrzeichen des Osterfelder Stadtkerns geworden, hat der Osterfelder „Stadtbrunnen“ auf dem Wappenplatz die Anerkennung der Bevölkerung und auch auswärtigen Besucher gefunden. Mit der von der Ursulinerin Tisa von der Schulenburg, genannt Schwester Paula, geschaffenen Bronze-Säule mit ihren Wasserspielen hat die Künstlerin die Oberhausener Denkmalszene bereichert.

Die Säule, an der das Leben im Revier an verschiedenen Gruppen dargestellt ist, zeigt einen Berg-

mann, einen Hochofenabstich, Motive aus der Arbeitswelt und aus den Lebensbereichen Freizeit und Familie. Zweieinhalb Meter hoch, ziert die Wassersäule die Osterfelder Innenstadt. Sie wurde im November 1986 im Beisein der Künst-



lerin von OB Friedhelm van den Mond den Osterfelder Bürgern übergeben. Das Denkmal ist ein Geschenk der Sparkassen-Bürgerstiftung.

Skulptur zur Erinnerung an die ersten Siedler des Ortsteils Schmachtendorf

Am neugestalteten Marktplatz in Schmachtendorf steht das wohl neueste Denkmal in Oberhausen, das der Oberhausener Künstler Heinrich Kasan geschaffen hat. Auf dem Sockel der Skulptur steht geschrieben: „Der Füseler Johann Fester aus der Festung Wesel errichtete 1745 das erste Haus auf der Bergischen Hufe im heutigen Schmachtendorf.“

In seinem 10. Band über Oberhau-

sener Heimatgeschichte mit dem Schwerpunkt des Sterkrader Nordens geht Rektor Karl Lange auf die ehemalige „Soldaten-Colonie“ Friedrich des Großen näher ein. Das Bemühen der Preußenkönige um eine Soldatenfürsorge verdankt Schmachtendorf eigentlich seine mehr als 225jährige Geschichte. Einzelheiten über die ersten Ansiedlungen ehemaliger preußischer Soldaten, die vom Militärdienst ausgemustert waren, sind auch im Heft 3 der Jahreshefte des Vereins für Verkehr und Heimatkunde Oberhausen Nord e. V. nachzulesen.



Die ausdrucksvolle Skulptur am Schmachtendorfer Marktplatz ist eine Stiftung der Stadtsparkasse Oberhausen und erfreut sowohl die Schmachtendorfer Bürger als auch Besucher dieses schmucken Ortsteils, dessen Wohnumfeldverbesserung mit der Neugestaltung der Ortsmitte abgeschlossen ist. Übrigens Oberhausens erste vollendete Wohnumfeld-Maßnahme.

OSTER- WOOD

*Medienpark Osterfeld hat
einen Fuß in der Tür*

MICHAEL SCHMITZ

„HDTV, das ist doch, wenn das Fernsehbild nicht mehr flimmert“, so oder ähnlich kennt der Volksmund, wenn überhaupt, die weltweit anstehende Revolution auf dem Markt der visuellen Medien. Gar so Unrecht hat der Volksmund nicht einmal, HDTV, „High Definition Television“, zu gut deutsch Hochzeilen- oder hochauflösendes Fernsehen, das ist die Verdoppelung der bisherigen Zeilenzahl von 625 auf bis zu 1250 bei 50 bzw. 60 Halbbildern pro Sekunde, da flimmert für das Auge sichtbar nun wirklich nichts mehr. Wir alle kennen beispielsweise die wunderschönen Farbbilder von Eröffnungsfeiern Olympischer Spiele – dann kommen die Fahnen-schwenker und auf dem Bildschirm werden sie von langen Schweifen oder Schleiern begleitet. Mit der neuen Medientechnologie werden solche Unschärfen der Vergangenheit angehören. Branchenkenner: Gegen den Übergang

vom jetzigen TV-System zu HDTV ist der Wechsel von Audio-Kassette zu CD ein winzig kleiner Schritt. Das Fernsehbild erhielt durch HDTV die Qualität hochwertiger Kinofilme.

Klar, daß die internationale Branche da mitverdienen will, auf bis zu 500 Mrd. Dollar wird der Markt geschätzt, wenn HDTV weltweit den Siegeszug antreten soll. Den Startschuß haben die Japaner mit Sony gegeben, das gegenüber dem Eureka-System der Europäischen Gemeinschaft nach japanischen Verlautbarungen einen Vorsprung von fast sechs Jahren hat. Um diesen mit dem eigenen System möglichst rasch aufholen und die Kampfanzug an die Japaner erfolgreich bestehen, zumindest aber den europäischen Markt und ein klein wenig mehr besetzen zu können, haben einige Länder bereits HDTV-Standorte eingerichtet. In der Bundesrepublik gehen die HDTV-Uhren entschieden langsamer,

immerhin, unsere Stadt hat mit dem künftigen Technologie-Zentrum auf dem Gelände der sterbenden Zeche Osterfeld einen kräftigen Fuß in die Tür bekommen.

Seit Gründung einer entsprechenden Trägergesellschaft, in der die Stadt und die Westdeutsche Landesbank sitzen, hat Oberhausen zumindest in NRW das HDTV-Rennen gemacht, gleichwohl wird es noch kräftiger Bewußtseinsbildung bedürfen, wenn wir im Eureka-HDTV-Konzert den bundesdeutschen Konzertmeister machen wollen. Dafür hat das Technologie-Zentrum, einst unter der Bezeichnung „Medienpark“ in die Diskussion gebracht, mit dem Regisseur und Produzenten Michael Pfléghar ein in der Branche international bedeutendes Gewicht in die Waagschale zu werfen. Vertraglich als Berater zunächst einmal für fünf Jahre an Osterfeld gebunden, ist die Chance durchaus vielversprechend zu sehen, die unerläßlichen privaten Investoren der Medienbranche über den Insider Pfléghar in Osterfeld einzuspannen und mit dem Druck Oberhausen als Medienstadt bundesweit an vorderster Stelle zu plazieren.

Am Gründungskapital der Trägergesellschaft (300 000 DM) sind die Stadt zu 75 vH (225 000 DM) und die WestLB zu 25 vH (75 000 DM) beteiligt. Nach langer Diskussion, Oberhausen zum nordrhein-westfälischen Medienstandort weiterzuentwickeln und Osterfeld auch ins Eureka-Projekt einzubetten, war zuletzt Eile geboten. Der Vertrag mit Pfléghar, der auch anderweitige Angebote hatte, wurde praktisch über Nacht unter Dach und Fach gebracht. Zuvor hatte sich NRW-Ministerpräsident Johannes Rau mehrfach für den Standort Oberhausen als Domizil



medialer High Tech ausgesprochen.

Drei Ausbauphasen sind für Osterfeld vorgesehen. Rund 20 Mio DM sind für die Realisierung der ersten Phase vonnöten. Davon soll ein Übertragungswagen mit HDTV-Technik angeschafft werden, der satte 15 Mio DM kostet, zwischen 3 und 5 Mio Mark müssen für die Errichtung von technischen Werkstätten, Kommunikationstechnik und Umbau bzw. Renovierung des Verwaltungsgebäudes veranschlagt werden. Weitere 35 Mio DM müssen in die zweite Ausbauphase investiert werden. Da soll dann „stationäre HDTV-Technik“ in einer Produktionshalle installiert werden. Etwa 80 Mio DM schließlich würden dann in der dritten Phase die Einrichtung eines Produktionsstudios sowie der Ausbau einer zweiten Halle, Anschaffung der begleitenden Technik, Computer-Animation, Computergrafik und weitere technische Investitionskosten.

Die High-Tec-Zukunft auf dem Reißbrett konzipiert.

80 Prozent der Investitionskosten will das Land NRW finanzieren, der Rest muß durch Erträge der Gesellschaft einer noch zu gründenden Betriebsgesellschaft aufgebracht werden. Diese Gesellschaft aber wird es erst dann geben, wenn sich das Land endgültig für den Standort Oberhausen entschieden hat. Die Trägergesellschaft hat dafür die Weichen zu stellen. Sie hat die erste Ausbauphase zu bewerkstelligen, ist Antragstellerin und Empfängerin der öffentlichen Zuschüsse, muß die benötigten Grundstücke in Oberhausen anmieten bzw. sicherstellen. Und sie soll – der wohl schwierigste Part in der Konkurrenz zu den schon aktiv gewordenen Städten Hamburg und München – Verhandlungen über die Einbringung des Oberhausener Projektes in das Eureka-Programm führen. Die Entscheidung darüber wird wohl vor allem von der Bon-

ner Bundesregierung gefällt, die da beweisen könnte, wie sie es mit der Aufwertung nach den Strukturkrisen in der Montanregion hält.

Denn eines dürfte gewiß sein: private Investoren werden am Technologie-Zentrum in Osterfeld kaum Interesse zeigen, wenn dieses Projekt das fünfte Rad am bundesdeutschen HDTV-Wagen sein soll, der kaufmännische Geschäftsführer der Trägergesellschaft und Michael Pflegar als künstlerisch-kreativer Verantwortlicher werden eine Menge an Überzeugungsarbeit zu leisten haben. Zweifelsohne hat Pflegar hochinteressante konzeptionelle Vorarbeiten geleistet. Die ehemalige Kokscohlen-Vergleichsmäßigungsanlage als größte freitragende Halle Europas soll zur Produktionshalle (DOM) mit der stationären HDTV-Technik umgebaut werden – und zwar bis zum Sommer 1990, dann spätestens möchte Pflegar mit der Produktion beginnen, ihm wäre ein spektakulärer Start, eine festliche Premiere schon im Herbst 1989, ohnehin lieber gewesen.

Zwar wird in Veröffentlichungen der Fachzeitschriften häufig die Eile der in der Bundesrepublik um den hiesigen Eureka-Standort buhlenden Städte kritisiert, da eine Realisierung des Eureka-Programmes doch erst für 1995 ins Auge gefaßt sei, Pflegar aber weiß sehr wohl um die Lobby der Städte Hamburg und München, dem ungleich attraktiveren Image muß Oberhausen konkrete Leistungen entgegensetzen. Außerdem sollen schon die Olympischen Sommerspiele in Barcelona 1992 mit HDTV-Technik aufgenommen werden, da könnte sich Pflegar durchaus vorstellen, daß die Wettkämpfe im DOM auf einer Großleinwand für etliche tausend Sportenthusiasten übertragen werden.

Klar, Pflughar und seine Mitstreiter für Oberhausen bauen auf die einmaligen Möglichkeiten der stillgelegten Kokerei mit ihrer bundesweit konkurrenzlosen Halle, bauen auch auf die Möglichkeiten, die sich nach der Schließung der Schachtanlage Osterfeld bieten. Und – noch haben die Konkurrenten keine Trägergesellschaft.

Dringend erforderlich ist für Oberhausen die Einrichtung einer entsprechenden Infrastruktur. Zunächst, so Pflughar, reiche der DOM, mittelfristig aber müßten Produktionshallen mit mindestens 2000 Quadratmeter Grundfläche zur Verfügung stehen, um dem internationalen Standard angemessen arbeiten zu können. Und sofern dieses mit Hochtechnologie zu tun habe, müsse das auch auf dem Osterfelder Gelände eingerichtet werden.

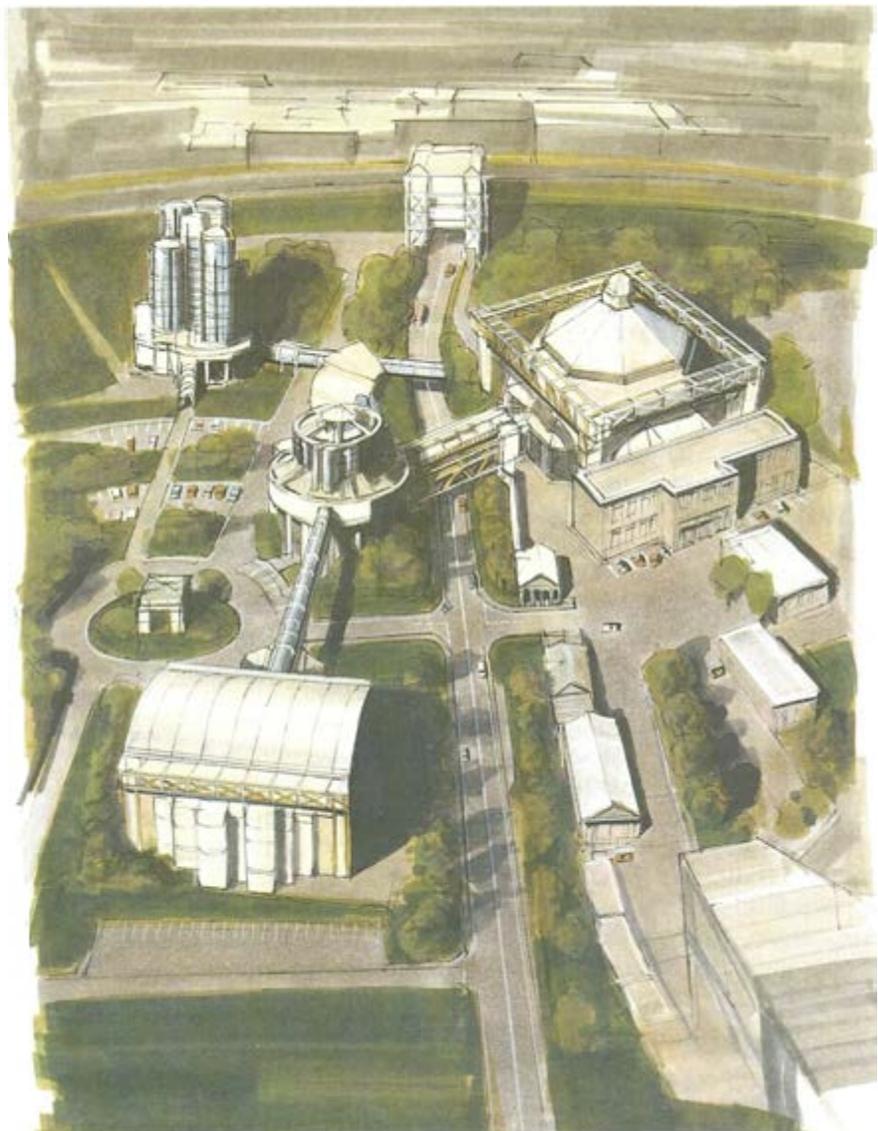
Die Zukunftspläne Pflughars sind riesig, auch wenn er sich da, vom Land durch die Erfahrungen mit dem öffentlich-schädlichen Schaulaufen um Triple Five klug beraten, noch einigermassen zurückhält. Kein Hehl aber macht Pflughar daraus, daß in Osterfeld später auch internationale Spielfilme produziert werden sollen, daß entsprechende Stars und Sternchen dann hier arbeiten werden. Denn auch das ist nicht mehr aufzuhalten, in den ersten Jahren des dritten Jahrtausends wird Zelluloid als Filmmaterial zunehmend ausgedient haben, 16-, 35- oder gar, wie „Ghandi“, 70-mm-Filme in wer weiß nicht wieviel Kopien weltweit in den Kinos, die Materialkosten sind immens, die Umweltbelastung ist es nicht minder. Filme auf Platte, das ist die Zukunft, amerikanische Kinobesitzer, die sich über Satellit und Computer in Sekundenschnelle einen Film vom

europäischen Markt ins Programm holen, das ist keine Utopie, das ist die Wirklichkeit in kurzer Zeit.

Klar, daß sich ein HDTV-Zentrum da nicht auf Produktion von TV-Serien oder Spielfilmen beschränken kann. Forschung, Prüfung und Ausbildung erhalten als Bereiche des Technologie Zentrums schon jetzt klare Konturen, Kameraleute und Videotechniker müssen für HDTV ausgebildet bzw. umgeschult werden. Das kann natürlich nur am HDTV-Standort passieren, Arbeitsplätze würden geschaffen.

Blickt man auf das Oberhausen

des nächsten Jahrtausends, so bietet das Technologie-Zentrum für den Image-Wert unserer Stadt ungleich größere Chancen als ein Freizeit- und Geschäftszentrum, das bei den rasanten Entwicklungen auf diesem Markt schnell in die Jahre kommen könnte. Der DOM könnte multifunktional auch kulturell etwa für große Rockmusik-Veranstaltungen genutzt werden, um ihn herum könnten nach Pflughars Vorstellungen ein Museum mit modernen Technologien und ein High-Tech-Spielpark für Kinder entstehen. Die gastronomische In-



frastruktur unserer Stadt wie die gewerbliche überhaupt würden Veränderungen erfahren. Und das Technologie-Zentrum selbst würde einen sehr hohen touristischen Stellenwert erreichen.

Es ist kein Geheimnis in der Branche, daß große Produktionsgesellschaften inzwischen einen riesigen Batzen ihrer Gewinne über touristische Angebote einfahren. Zu Hunderttausenden lockt etwa die Bavaria alljährlich Besucherinnen und Besucher in ihre Studios, ein Geschäft, das von Souvenirs bis zu Kneipen und Restaurants bestens floriert, und eine Stadt gleichzeitig international ins Gespräch bringt.

„Wir sind einen großen Schritt nach vorn gekommen“, mit der Gründung der Trägergesellschaft des Zentrums machten Kommunalpolitik und Verwaltungsspitze in Optimismus. Das Land, das sich in der Diskussion um Triple Five in unserer Stadt nicht unbedingt be-

Heute noch Realität (unten) – morgen die Zukunft, zeichnerisch coloriert aus der Architektenfeder (links).



liebt gemacht hat, scheint nach mit Sicherheit erneut schwerem Ringen mit den Oberzentren weiterhin auf das „schräge O“ als Medienstandort zu setzen.

In der Tat bieten nur wenige Städte ähnliche Voraussetzungen. Noch ist Oberhausen kein Domizil für TV- oder Film-Produzenten, noch geben sich die Größen der Branche hier kein geballtes Stelldichein. Als Stadt der Westdeutschen Kurzfilmtage aber, der Filmschaffende aus aller Welt und vor allem auch aus dem heute ökonomisch hochinteressant gewordenen und politisch spannender denn je zu wertenden Ostblock schon in den Fünfziger Jahren die Hand zur kulturellen, menschlichen und auch politischen Versöhnung reichten, als im Bonn des Kalten Krieges noch „sowjetisch besetzte Zone“ offizieller Sprachgebrauch war, könnten hier Technologie des dritten Jahrtausends, kulturelle Utopien und wirtschaftlich reizvolle Strukturen zu einem Medienzentrum verschmelzen, das nicht nur unsere

Stadt, das die gesamte Region Ruhrgebiet weltweit als Schauplatz zukunftssträchtiger Konzepte ausweist.

Für den Normalverbraucher mögen HDTV oder auch HDVS (High Definition Video System) derzeit noch böhmische Dörfer sein. Spätestens dann, wenn er umrüstet, um höchste Bildqualität via Mattscheibe in das Wohnzimmer zu bringen, wird er die neue Technik augenfällig kennenlernen. Denn sie erschöpft sich nicht nur darin, „daß das Bild nicht mehr flimmert“. Der Bildschirm wird rechteckig sein, etwa 16:9 statt wie bisher 4:3. Natürlich werden HDTV-taugliche Fernseher wie alle technischen Neuerungen anfänglich ihren Preis haben. Die Eureka-HDTV-Variante allerdings ist kompartibel, will heißen, daß sie bei leichtem Qualitätsverlust auch mit den heutigen Geräten empfangen werden kann. Wer etwas warten will, darf getrost an Video oder CD denken, die – neu auf dem Markt – auch teuer waren und, je lieber desto preiswerter wurden.

Und auch für die Schauspieler wird sich einiges ändern. Sie werden demnächst vor einer neutral einfarbigen Wand im Studio agieren können, und der gewünschte Hintergrund wird später elektronisch unterlegt, ohne daß harte Kanten oder störende Übergänge sichtbar sind, wie wir sie alle von Hitchcocks Meisterwerken so herrlich kennen, wenn etwa Grace Kelly im Studio im Auto sitzt, die Windmaschine ihr durchs blonde Haar fegt und die Landschaft via Leinwand an diesem cineastischen Stilleben vorbeibraust.

Solche Bilder werden uns dann vorkommen wie Filmkunst aus der Steinzeit. Nostalgie-Fans mögen dies beklagen.

AM EIGENEN SCHOPF...

*Kreativität und Qualität –
Schlüsselbegriffe der
Zukunftsplanung*

DR. DIERK HANS HOEFS

Die Montanstadt

Oberhausen ist eine junge Stadt. Der gern benutzte Titel „Wiege der Ruhrindustrie“ erinnert nur vordergründig daran, daß hier die erste Eisenhütte des Reviers entstand (St. Antony-Hütte, 1758); er suggeriert nicht zu Unrecht, daß die Stadt erst durch Kohle und Stahl groß geworden ist. Die Montanindustrie gab den Einheimischen und denen, die vor allem aus dem Osten hierherzogen, Arbeit und Wohnung. Sie bestimmte aber auch – nicht zuletzt durch eine restriktive Liegenschaftspolitik – bis in die Mitte dieses Jahrhunderts die Entwicklung der Stadt.

Der fast plötzliche Rückzug der Kohle- und Stahlindustrie hat erhebliche wirtschaftliche und soziale Turbulenzen ausgelöst. Sichtbares Zeichen sind eine immer noch zu hohe Arbeitslosigkeit und Industriebrachen, die nahezu ein Zehntel des Stadtgebietes ausmachen.

Inzwischen hat Oberhausen wieder Tritt gefaßt. Die gemeinsamen Anstrengungen von Bund, Land und Stadt sowie Wirtschaft und Gewerkschaften haben einen Strukturwandel eingeleitet, der in seiner Intensität vergleichbar ist mit der industriellen Revolution des 19. Jahrhunderts. Trotzdem hängt der Stadt immer noch das (negative) Image einer reinen Montanstadt an. Daß dieses Vorurteil nicht zutrifft, erkennt jeder, der mit offenen Augen durch Oberhausen geht:

– Oberhausen ist grün. Wer in den Hubschrauber steigt oder den Luftbildatlas durchblättert, ist überrascht von der Durchgrünung der Stadt. Offensichtlich haben unsere Vorfahren schon früh erkannt, daß zum Beispiel Straßenbäume den Straßenraum und damit das Wohnumfeld aufwerten und zudem das Kleinklima verbessern. Ganz besonders wichtig für die Naherho-

lung der Bevölkerung sind die innerstädtischen Parkanlagen (Ruhrpark, Kaisergarten, Grafenbusch, Volksgarten Osterfeld und Volkspark Sterkrade).

- Die Stadt hat hervorragende Bauten: Das Kastell Holten aus dem 12. Jahrhundert und die gotische Wasserburg Vondern aus dem 16. Jahrhundert sind Zeugen der „Vorgeschichte“ Oberhausens. Die Arbeitersiedlungen Dunkelschlag, Eisenheim und Vondern überzeugen auch heute noch durch ihre städtebaulichen und sozialen Qualitäten; sie sind Teil der Industriegeschichte dieser Stadt. Beredte Zeugnisse der Architektur der zwanziger Jahre dieses Jahrhunderts sind das Rathaus, der Hauptbahnhof, das ehemalige Arbeitsamt, das alte Kaufhof-Gebäude und das GHH-Lagerhaus. Hinzu kommen in allen Stadtteilen Industriebauten, die im wahrsten Sinne des Wortes Denkmäler sind.
 - Die Stadt bietet kulturelle Vielfalt: Spektakulär sind die Westdeutschen Kurzfilmtage, das Ludwig-Institut für Kunst der DDR und die Gedenkhalle im Schloß sowie die Veranstaltungen im Ebertbad, einem ehemaligen Schwimmbad. Nicht minder wichtig ist die „unauffällige“ Kulturszene vor Ort.
 - Schließlich hat die Stadt eine ausgezeichnete Verkehrsanbindung an das Autobahn-, Eisenbahn- und Kanalnetz.
- Probleme**
- Natürlich gibt es erhebliche Probleme, die die Stadt in den nächsten Jahren lösen muß. An dieser Stelle sollten nur einige genannt werden:
- Der Rückzug der Kohle- und Stahlindustrie bringt der Stadt rund 700 ha Industriebrachen.

Diese Flächen sind wegen ihrer Umweltauswirkungen einerseits eine Belastung für die Stadt; andererseits sind sie eine einmalige Chance für die Stadtentwicklung, weil sie bisher blockierte Stadtbereiche freigeben.

- Die Verkehrsbelastung von Wohngebieten ist relativ hoch.
- Trotz der beachtlichen Durchgrünung der Stadt besteht ein Defizit an Freiräumen: Deren Anteil an der Gesamtfläche beträgt im Revier 66 %, in Oberhausen aber nur 33 %.
- Es fehlen kurzfristig verfügbare Gewerbeflächen.
- Das Verkehrssystem ist nicht stadtverträglich.
- Das Kanalnetz der Stadtentwässerung hat erhebliche Mängel. Die Stadt wird in den nächsten



Der Styrumer Park ist die jüngste Anlage in Oberhausen; der Kaisergarten als erste Parkanlage wurde um die Jahrhundertwende angelegt.

zehn Jahren durchschnittlich 15 bis 20 Mio. DM/Jahr für die Kanalsanierung ausgeben müssen.

- Schließlich gibt es zum Teil erhebliche Gestaltungs- und Qualitätsdefizite in den Stadtteilzentren. Dies gilt vor allem für Alt-Oberhausen und Sterkrade.

Die Aufgabe

Zentrale Aufgabe allen kommunalen Handelns muß die ökonomische, ökologische und soziale Revitalisierung der Stadt sein. Oberhausen muß als Wohn-, Arbeits-, Wirtschafts-, Einkaufs- und Freizeitstandort aufgewertet werden. Dabei kommt es nicht nur auf absolute Verbesserung an; es muß auch der nicht zu leugnende Rückstand gegenüber einigen Nachbarstädten aufgeholt werden.

Diese Aufgabe ist nur lösbar, wenn alle gesellschaftlich relevanten Kräfte „an einem Strick ziehen“

– und wenn das Land die Stadt auch in Zukunft finanziell unterstützt.

Das Konzept

Die Stadt wird ihre *polyzentrische Struktur* nicht aufgeben. Das heißt, daß kein neues Stadtzentrum geplant ist. Es ist auch nicht daran gedacht, eines der vorhandenen Zentren so auszubauen bzw. umzugestalten, daß es die anderen Stadtteilzentren dominiert. Dies schließt allerdings nicht den Wettbewerb der Stadtteilzentren untereinander aus.

Die Zentren müssen in der Lage sein, die Versorgung ihrer Stadtteile voll zu übernehmen. Dies setzt eine attraktive öffentliche und private Infrastruktur voraus. Aufgabe der Stadt wird es sein, die Erreichbarkeit der Zentren zu verbessern, die Fußgängerbereiche aufzuwerten und gegebenenfalls auszudehnen sowie die soziale und kulturelle Ausstattung zu verbessern. Wichtig ist es auch, daß das innenstadtnahe Wohn- und Arbeitsumfeld verbessert wird.

Hauptziel der städtischen Verkehrsplanung ist ein stadtverträgliches *Verkehrssystem*. Wesentliche Elemente dieses Konzeptes sind die verkehrliche Beruhigung von Wohngebieten, die Verbesserung des öffentlichen Personennahverkehrs, die Stärkung des Rad- und Fußgängerverkehrs sowie die Bündelung des (nicht substituierbaren) Straßenverkehrs auf weitgehend unempfindlichen Straßen. Einzelheiten wird der neue Verkehrsentwicklungsplan festlegen, dessen Entwurf noch in diesem Jahr erwartet wird.

Entscheidend für das Wohlbefinden der Bürger einer Stadt sind die Qualität und die Lage ihrer *Wohnungen*. Der Wohnungsmarkt ist gekennzeichnet einerseits durch



steigende Ansprüche an Wohnlage und Wohnungskomfort, andererseits durch einen steigenden Bedarf an preisgünstigen Wohnungen. Die Stadt wird hier in folgenden Punkten ansetzen:

Abgestellt auf das Verkehrskonzept, wird die Aufwertung des Wohnumfeldes auch in Zukunft ein Schwerpunkt der Stadterneuerung sein. Ziel ist, daß die Bürger die Straße als wohnungsbezogene Freifläche und als Kommunikationsraum wiedergewinnen.

Der Nachfrage nach Wohnbau-land soll vor allem durch die Aktivierung von Baulücken und durch die planungsrechtliche Sicherung von Wohnbauflächen, die als solche im Flächennutzungsplan ausgewiesen sind, nachgekommen werden. Ob darüber hinaus noch neue Wohnbauflächen planungsrechtlich festgesetzt werden kön-

Blick auf die obere Marktstraße. Auch hier fand inzwischen eine Durchgrünung statt.

nen, wird im Rahmen der jetzt laufenden Fortschreibung des Flächennutzungsplanes zu entscheiden sein.

Schwerpunkte der kommunalen *Wirtschaftsförderung* sind die Bestandspflege (Beratung und Förderung vorhandener Unternehmen), die Ansiedlung (Gründung von Betrieben und Betriebsteilen auf neuen Flächen) und die berufliche Qualifizierung. Besonders wichtig ist es, das öffentliche Arbeitsumfeld aufzuwerten sowie neue Gewerbeflächen bereitzustellen, die eine zukunftsorientierte und stadtverträgliche Wirtschaftsansiedlung erlauben. Im Rahmen der Fortschreibung des Flächennutzungsplanes wird eingehend geprüft, inwieweit hierzu Industriebrachen reaktiviert werden können.

Aufwertung der Stadtteilzentren

Die Stadtteilzentren haben in unserer polyzentrisch strukturierten Stadt eine herausragende Bedeutung. Wie schon erwähnt, muß die öffentliche und die private Infrastruktur darauf ausgerichtet sein, daß die Zentren die Versorgung ihrer Stadtteile voll übernehmen können. Ein funktionierendes Stadtteilzentrum ist die wesentliche Voraussetzung für einen funk-

tionierenden Stadtteil, und erst gesunde Stadtteile machen eine gesunde Stadt aus.

Alt-Oberhausen

Der zentrale Bereich von Alt-Oberhausen, der im Osten durch die Mülheimer Straße, im Süden durch die Grenzstraße und im Nordwesten durch die Bahnanlagen begrenzt wird, hat hervorragende bauliche und strukturelle

Zentrum zu Zentrum stark variieren. Mit anderen Worten: Das Zentrum von Schmachtdorf ist leichter zu „sanieren“ als das Zentrum von Alt-Oberhausen.

Nord-Süd-Straßen, die wohngerecht umgebaut wurden, und die stadtgerechte Umgestaltung von Plätzen (Friedensplatz und Südmarkt). Trotzdem wird der Eindruck der Innenstadt auch bei den hier Wohnenden durch den wenig einladenden Bahnhofsvorplatz und vor allem durch die wenig attraktive Marktstraße, die die Haupteinkaufsstraße ist, bestimmt.

Die Stadt hat sich das Ziel gesetzt, das Stadtzentrum von Alt-Oberhausen nachhaltig aufzubessern. Um den „Sprung nach vorne“ zu schaffen, wurde ein bundesweiter Ideen- und Realisierungswettbewerb ausgeschrieben, über dessen Ergebnisse 1990 entschieden wird. Der Wettbewerb soll die Grundlagen für ein städtebauliches Rahmenkonzept und – daraus abgeleitet – Gestaltungsvorschläge für den zentralen Einkaufsbereich liefern.

Noch 1989 werden die Bezirksvertretung und die zuständigen Ratsgremien über die Umgestaltung des Berliner Platzes (Bahnhofsvorplatz) und des Ebertplatzes entscheiden. Beide Plätze sollen ab 1990 umgebaut werden. – Eine wichtige Verkehrsmaßnahme ist das Parkleitsystem, das im Herbst 1989 installiert wurde.

Sterkrade

Nicht zuletzt durch den Rückzug der Montanindustrie befindet sich das Stadtteilzentrum von Sterkrade im Umbruch. Besonders spektakulär ist die Aufgabe des Werkes I der M.A.N.-Gutehoffnungshütte; hierdurch entstanden und entstehen zentrumsnah Industriebrachen, über deren Reaktivierung intensiv diskutiert wird.

Auch dieses Stadtteilzentrum ist ein wichtiger Wohn-, Arbeits-, Bildungs-, Kultur- und Einkaufsstandort. Sein Image wird allerdings bestimmt durch Verkehrsprobleme



tionierenden Stadtteil, und erst gesunde Stadtteile machen eine gesunde Stadt aus.

Das qualitative Erscheinungsbild unserer Stadtteilzentren ist nicht einheitlich. Dies liegt nicht daran, daß die Stadt in der Vergangenheit unterschiedliche Prioritäten gesetzt hat; Ursache sind vielmehr Art und Umfang der Probleme, die von

Qualitäten. In der Innenstadt gibt es hochwertige Arbeitsplätze, wichtige Bildungseinrichtungen, Kulturangebote von überörtlicher Bedeutung, ein sehr differenziertes Einzelhandelsangebot und vor allem Wohnungen für rund 20.000 Menschen. Die Innenstadt war und ist ein Schwerpunkt der Stadterneuerung. Beispiele sind vor allem die



sowie Gestaltungsdefizite in der Bahnhofstraße und am Zilianplatz.

Voraussetzung für jede nachhaltige Aufwertung des Zentrums von Sterkrade ist die Lösung der Verkehrsprobleme. Die Verwaltung hat vorgeschlagen, den Straßenzug Bahnhofstraße – Spreestraße – Havelstraße – Brandenburger Straße – Ostrampe – Friedrichstraße – südliche Steinbrinkstraße zu einem leistungsfähigen und stadtverträglichen Einbahnstraßenring umzubauen. Dieser Ring würde den Stadtkern von Sterkrade verkehrlich beruhigen, gleichzeitig aber die Erreichbarkeit der gesamten Innenstadt verbessern. Über ein modernes Parkleitsystem sollen den Innenstadtbesuchern zudem genügend Parkplätze angeboten werden.

Die Verkehrskonzeption wird es erlauben, die mittlere Steinbrink-

Die Bahnhofstraße ist nicht nur während der Fronleichnamskirmes Treffpunkt der Sterkrader.

straße vom Fahrverkehr zu entlasten. Mit anderen Worten: Der zentrale Fußgängerbereich kann über die Steinbrinkstraße bis zum Großen Markt ausgedehnt werden. Wenn es gelingt, die dann vom Fußgänger wiedergewonnenen Flächen attraktiv zu gestalten, und wenn der Einzelhandel mit der Qualität seines Warenangebotes und der Gestaltung der Geschäftsräume nachzieht, wird das Stadtteilzentrum von Sterkrade eine ausgezeichnete Zukunft haben. In diesem Zusammenhang sind die Erweiterung des Möbelhauses am Neumarkt und der Geschäftsbau am Kleinen Markt, die zur Zeit realisiert werden, besonders wichtig, weil sie das Einzelhandelspotential des Zentrums stärken.

Osterfeld

Auch im Zentrum von Osterfeld wohnen relativ viele Menschen. Neben einem differenzierten Einzelhandelsangebot befinden sich hier wichtige Kultur- und Bildungseinrichtungen.

Die Neugestaltung des Zentrums ist schon recht weit vorangeschritten. Mit dem Bau der Rheinischen Straße konnte der Durchgangsverkehr vom Straßenzug Gildenstraße – Bergstraße verdrängt werden. Damit wurde es möglich, den Marktplatz völlig neu zu gestalten. Außerdem wurden viele Straßenräume wohngerecht umgebaut; ein Beispiel ist das sogenannte Greenviertel.

Bis 1992 wird die Bottroper Straße umgestaltet. Gemeinsam mit der Rheinischen Straße ist sie das Rückgrat der Osterfelder Verkehrskonzeption. Beide Straßen nehmen den aus dem Zentrum verdrängten Durchgangsverkehr auf; gleichzeitig sichern sie die gute Erreichbarkeit der Innenstadt.

Bis Anfang 1990 wird die untere Gildenstraße als südliches Eingangstor zur Innenstadt umgestaltet; hier wird demnächst der Fußgänger Vorrang haben. Außerdem werden weitere Straßen – zum Beispiel im Brahmhofviertel – wohngerecht umgebaut.

Die Innenstadt von Osterfeld wird schon in wenigen Jahren ihr endgültiges Gesicht haben. Die Stadt ist sicher, daß auch der örtliche Einzelhandel dies durch ein attraktives Warenangebot honoriert wird.

Schmachtendorf

Obwohl Schmachtendorf eine lange und durchaus interessante Geschichte hat, ist es ein junger Stadtteil. In den letzten Jahren ist hier ein sehr attraktives Stadtteilzentrum entstanden. Die letzte

große Weichenstellung waren der Umbau der Schmachendorfer Straße und vor allem die völlige Neugestaltung des Schmachendorfer Marktplatzes.

Der örtliche Einzelhandel hat auf die öffentlichen Vorleistungen reagiert: Die Geschäftsräume sind attraktiv, und das Warenangebot ist vielschichtig.

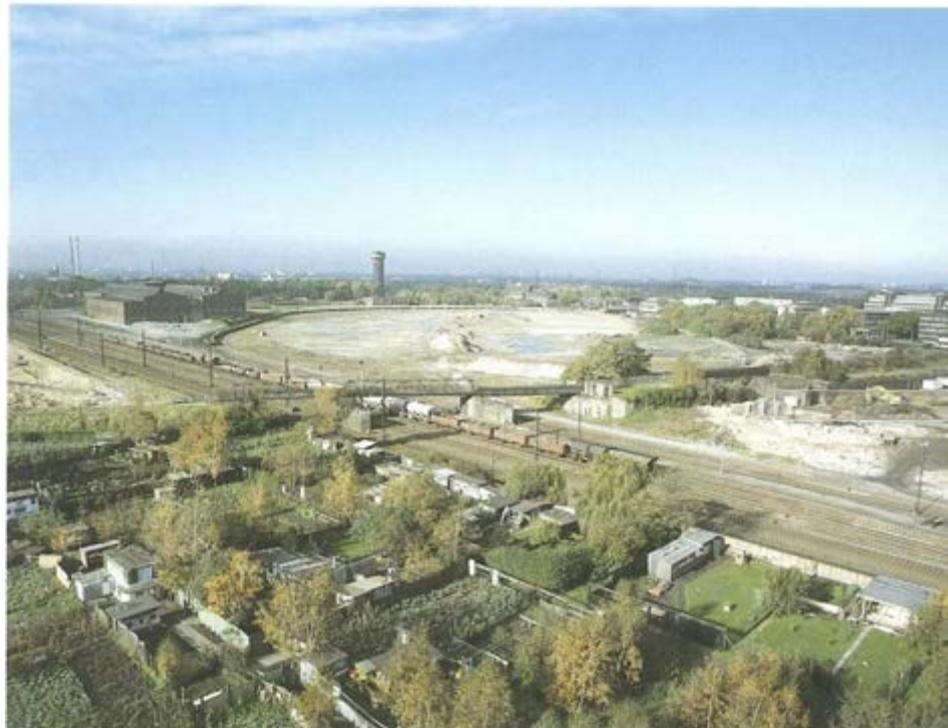
Umnutzung von Industriebrachen

Wie schon erwähnt, muß die Stadt mit Industriebrachen von rund 700 ha rechnen. Dies sind knapp 10 % des Stadtgebietes. Gemeinsam mit den Eigentümern und mit finanzieller Unterstützung des Landes wird versucht, stadtverträgliche Nachfolgenutzungen zu realisieren. Abhängig von der Lage im Stadtgebiet und von der Bodenbelastung werden gewerbliche und Freizeitnutzungen angestrebt.

Das rund 100 ha große Thyssen-Areal liegt an exponierter Stelle im Stadtgebiet. Die Verkehrsanbindung an das Straßennetz (Emscherschnellweg), an das Eisenbahnnetz (Köln-Mindener-Eisenbahn) und das Kanalnetz (Rhein-Herne-Kanal) ist ausgezeichnet. Ohne Übertreibung kann man sagen, daß es im Revier und wohl auch im gesamten Land Nordrhein-Westfalen kein zweites Grundstück gibt, das eine solche Standortgunst hat.

Vor diesem Hintergrund ist es nicht verwunderlich, daß ein kanadischer Investor hier ein Freizeit- und Einkaufszentrum plante, dessen Einzugsbereich weit über unser Bundesland hinausgereicht hätte. Es war ein Investitionsvorhaben im Weltmaßstab, das von den deut-

*Auf der Industriebrache an der Mülheimer/
Essener Straße haben sich inzwischen eine
Vielzahl von Gewerbebetrieben ange-
siedelt.*





Beispiel einer ideenreichen Architektur moderner Gewerbebetriebe.

schen Partnern ausgesprochen provinziell behandelt wurde. Die Diskussion über das „World Tourist Centre“ wurde außerhalb der Stadt von Ideologie, Ängstlichkeit und Neid geleitet. Sie brachte die schmerzliche Erkenntnis, daß es mit der Solidarität der Revierstädte nicht weit her ist. Immerhin hat die Auseinandersetzung über das Projekt den Standort Oberhausen international bekannt gemacht; dies hätte keine andere PR-Aktion geschafft.

Die Landesregierung hat im Juni 1989 letztlich die Verantwortung für das Thyssen-Areal übernommen. Sie hat beschlossen, das Grundstück für eine hochwertige Nachfolgenutzung zu sichern.

Inzwischen wurde mit Herrn Dr. Lennings ein hervorragender Wirtschaftsfachmann als Projektmanager gewonnen. Außerdem wurde eine Grundstücksentwicklungsgesellschaft gegründet, an der die

Stadt beteiligt ist. Ganz wichtig ist die Untersuchung des Grundstücks auf Altlasten; die Ergebnisse der Gefährdungsabschätzung werden im Mai 1990 vorliegen.

Im Augenblick ist noch nicht abzusehen, welche Nachfolgenutzung auf dem Thyssen-Areal realisiert werden kann. Eines ist aber sicher: Das Grundstück wird in Zukunft für jedermann zugänglich sein. Eine „verbotene Stadt“ wird es in Oberhausen nicht mehr geben.

Zeche/Kokerei Osterfeld

Die Kokerei Osterfeld ist stillgelegt; die Schachanlage wird in naher Zukunft schließen. Für die Kokerei wurde inzwischen ein Abschlußbetriebsplanverfahren eingeleitet.

An der Vestischen Straße soll – unter Einbeziehung der ehemaligen Koks-kohlevergleichmäßigungshalle – ein hochmodernes Medienzentrum mit dem Schwerpunkt HDTV-Technologie (Hochzeilenfernsehen) entstehen. Die Landesregierung hat sich noch im

Juni 1989 zu diesem Projekt bekannt.

Das Medienzentrum könnte der Ausgangspunkt sein für einen freizeitorientierten Medienpark, der sich von der Kampstraße im Norden bis zum Rhein-Herne-Kanal im Süden erstreckt und dort direkten Anschluß an das neugestaltete Thyssen-Areal findet. In diesen Medienpark sollten als „Spuren der Vergangenheit“ charakteristische Elemente der ehemaligen Kokerei integriert werden. Neben wirtschaftlichen Aspekten werden die Umweltbelastungen des Grundstücks die tatsächlich realisierbare Nachfolgenutzung bestimmen. Auf jeden Fall soll auch in Osterfeld eine sehr große zentrumsnahe Industriefläche für die Bevölkerung wieder geöffnet werden.

Zeche/Kokerei Jacobi

Das Abschlußbetriebsplanverfahren für die sogenannte Jacobi-Fläche an der Grenze zwischen Oberhausen und Bottrop steht kurz vor dem Abschluß. Es hat gezeigt, daß hier eine freizeitorientierte Nachfolgenutzung möglich ist. Es bestehen gute Chancen, daß auf dem ehemaligen Betriebsgelände sowohl ein Volksgolfplatz (Vorschlag der Stadt Oberhausen) als auch eine Bezirkssportanlage (Vorschlag der Stadt Bottrop) realisiert werden können.

Schlußbemerkung

Der Rückzug der Montanindustrie hat Oberhausen in eine tiefe Krise gestürzt. Mit einer beispielhaften Anstrengung von Politik, Verwaltung, Wirtschaft, Gewerkschaften und nicht zuletzt der Bürger ist es gelungen, das Ruder herumzuwerfen. Die Stadt wird den ökologischen, ökonomischen und sozialen Umbau schaffen. Das neue Oberhausen wird selbstbewußt und attraktiv sein.

EINKAUFSCENTER IN DER TANNENLICHTUNG

*Oberhausener Märkte haben
jahrhundertealte Tradition*

KARL LANGE

Der Markt ist seit frühester Zeit der Bereich einer Siedlung, in dem sich ein großer Teil des öffentlichen Lebens abspielt, in dem oftmals auch die öffentlichen Gebäude stehen. Er ist vor allem der Ort, an dem Waren getauscht oder verkauft werden. Zugleich ist er der Mittelpunkt des örtlichen Handels und der Schnittpunkt des Verkehrs, da hier viele wichtige Straßen zusammenführen. Neben diesen wirtschaftlichen Aspekten darf man aber nicht die soziale Funktion des Marktes vergessen. Hier kommen die Bürger zusammen, hier schwatzen, plaudern, diskutieren sie miteinander. Hier werden Gerichte geboren, Neuigkeiten mitgeteilt, Nachrichten ausgetauscht und Hilfen angeboten. Hier unterhalten sie sich und finden in zwangloser Atmosphäre zueinander.

Der Oberhausener Markt

Vor der Gründung Oberhausens

lagen die sieben Bauernschaften, aus deren Teilen die Gemeinde gebildet wurde wie ein Kranz weit auseinander um die leere Lipperheide herum. Die Bewohner versorgten sich selbst mit den Grundnahrungsmitteln, und tausch- oder marktfähige Waren wurden nicht produziert. Ein Markt war also nicht gefragt.

Das änderte sich bald, als die Eisenwerke der GHH eine Industrielandschaft entstehen ließen und viele Fremde in die Dörfer und Bauernschaften einzogen. In den 50iger Jahren des vergangenen Jahrhunderts spürte man den Mangel eines Marktes besonders hart.

Bereits 1855 beantragte Direktor Lueg von der Hüttengewerkschaft Jacoby, Haniel und Huyssen beim zuständigen Landrat in Duisburg die Einrichtung eines Wochenmarktes für seine Arbeiter. Daraufhin wurde „an der Essener Straße beim Walzwerk an der Barriere

Oberhausen auf einem dem Bauern Pathe gehörenden Platz“ der erste Markt eingerichtet, der sich aber nur bis zum Jahre 1862 hielt.

Da wurde es allenthalben mit großem Dank begrüßt, daß der Landwirt Wilhelm Stöckmann aus Styrum, dessen Ländereien bis in die Nähe des heutigen Hauptbahnhofs reichten, ein Grundstück nahe der früheren Bahnlinie Oberhausen-Mülheim der Gemeinde Styrum übereignete.

Im Schenkungsvertrag, der am 22. Januar 1859, im Hause Stöckmann zwischen ihm und dem Styruer Bürgermeister Rheinen geschlossen wurde, heißt es:

„§ 1 Der Herr Wilhelm Stöckmann schenkt hiermit der Gemeinde Styrum den auf der anliegenden Karte des Geometers Eymann vom 8. Oktober 1858 mit ... gezeichneten zu 1 Morgen 21 Ruthen 60 Fuß vermessene Theil des Grundstücks No. ... der Mutterrolle von Styrum zur Anlage eines Marktplatzes.

§ 2 Die Übergabe dieser geschenkten Fläche an die Geschenknnehmerin ist bereits erfolgt und befindet sich die Gemeinde Styrum bereits im Besitze des geschenkten Grundstückes.

§ 3 Der Geschenkgeber bedingt sich jedoch ausdrücklich hierbei aus, daß dieser Marktplatz auch wirklich zur Abhaltung der Wochen- und Jahresmärkte benutzt und auch immer als öffentlicher Gemeindeplatz betrachtet wird.

§ 6 ... Die Kosten dieses Vertrages ... übernimmt die Gemeinde Styrum, und geben beide Theile den Werth der geschenkten Fläche zu 200 Th. an.“

Mit der Gründung der Gemeinde Oberhausen 1862 ging dieser Platz in ihren Besitz über. Wilhelm Stöckmann ergänzte seine Stiftung

1863 noch durch die Übergabe einer weiteren Fläche von 69 Ruten und 70 Fuß Größe, zu der auch „ein Weg an der südlichen Seite längs dem Marktplatz gehört und ein Weg, welcher von den Bahnhöfen Oberhausen längs der Bergisch-Märkischen Eisenbahn südöstlich nach dem Markt führt.“ Es handelt sich um die heutige Stöckmannstraße, die zu Ehren des Stifters nach ihm benannt wurde. Er machte bei seiner „Zugabe“ aber zur Bedingung, daß „die Gemeinde den Platz auf ihre eigenen Kosten planiere und mit Linden umpflanzen soll“, was auch geschah. Sie legte sogar noch eine Wasserrinne um den gesamten Marktplatz. Gleich nach der Übergabe des Heidelandes wurde der Platz hergerichtet, im Mai eine „Wochenmarkt-Ordnung für die Gemeinde Styrum“ erstellt und der erste Wochenmarkt am 8. Juni 1859 auf der Lipperheide abgehalten.

Die Rhein-Ruhr-Zeitung berichtete darüber: „Der hiesige Wochenmarkt, der am 8. Juni 1859 festlich eingeweiht wurde, wird stark besucht, und stellt es sich jetzt klar heraus, daß es ein Bedürfnis für uns war, einen Wochenmarkt zu haben. Es will uns dünken, als wäre unser Markt sehr dazu geeignet, einen monatlichen Viehmarkt darauf zu halten, indem der Knotenpunkt der verschiedenen Eisenbahnen unsern Markt vor vielen andern Orten auszeichnen würde. Man erwäge dies und veranlasse ein Weiteres.“

Wie lieblich und schön unser Marktplatz sich auch von grünen Tannenwäldern umringt, annimmt, so halten wir doch dafür, daß die nächste Umgebung der Tannenwälder schon bald gelichtet sein wird, indem wir hierorts keine gelegeneren Baustellen für Gewerbetreibende vorzuschlagen

wüßten, als gerade um unsern Marktplatz herum.

Wieviel lieblicher und schöner wird sich unser Marktplatz erst dann ausnehmen, wenn von schönen stattlichen Gebäuden unser wirklich netter Marktplatz umgeben sein wird.“

Am 15. Juli schrieb die Zeitung wieder: „Auf dem hiesigen Marktplatz, der ganz von Tannenwald eingeschlossen, leiden Käufer und Verkäufer bei der gegenwärtigen afrikanischen Hitze außerordentlich. Es wäre daher sehr zu wünschen, daß wenigstens nach einigen Seiten hin der Wald gelichtet würde, damit diesem Marktplatz ein wohlthätiger Luftstrom entstände. Wünschenswerth wäre es ferner, daß für die Verkäufer einige Hallen gebaut würden, damit sie nicht gänzlich den brennenden Sonnenstrahlen ausgesetzt wären. Die Gemüse welken, die Butter schmilzt, das Fleisch ist dem Verderben ausgesetzt. Das Weißbrot wird hart und trocken; kurz alle Gegenstände verlieren an Aussehen und folglich auch an Werth. Möchte man auf irgend eine Weise den angeführten Übelständen Abhilfe verschaffen.“

Und am 5. September 1859 meldete sie im Telegrammstil: „Eröffnung des Viehmarktes (auf dem Altmarkt), 100 Kühe, auch Pferde, Schweine, Preise für besonders gutes Vieh verteilt.“

Der Wunsch des Schreibers dieser Zeilen ging auch in Erfüllung, doch dauerte es noch einige Jahre, bis der neue Markt von Geschäftshäusern umbaut war und so zum Kernstück Alt-Oberhausens wurde.

Nach der Übernahme durch die neue Gemeinde wurde er am 3. November 1862 als Oberhausener Altmarkt mit folgender Marktordnung eröffnet:

Wochenma.

für die B.

Oberh

Artikel I. Es findet künftig in der Bürgermeisterei Oberhausen täglich ein öffentlicher Gemüse- und Viehmarkt statt. An gesetzlichen Feiertagen fällt derselbe aus.

Artikel II. Der Markt wird am Montag, Mittwoch, Donnerstag und Sonnabend auf demjenigen Gemeindepfahle abgehalten, welcher in dem vormaligen Strümer Theil der Bürgermeisterei gelegen ist, am Dienstag und Freitag einer jeden Woche aber auf dem, dem Wirth Pathe gehörigen, neben dessen Wohnhaus an der Ruhrort-Gifener Straße gelegenen freien Raume.

Artikel III. Der Markt beginnt in den Monaten Mai bis September incl. Morgens 7 Uhr, und in den Monaten October bis incl. April um 8 Uhr Morgens und dauert bis 1 Uhr Nachmittags.

Artikel IV. Nur innerhalb dieser festgesetzten Marktstunden darf der Marktverkehr abgehalten werden, und dürfen während derselben Waaren, welche zu den Gegenständen des Marktverkehrs gehören, auf offener Straße weder im Kaufiren, noch im Ausstehen auf andern Plätzen feilgeboten werden.

Artikel V. Das zu Markte gebrachte Brod unterliegt, wie in den Verkaufsläden, der Selbsttaxe.

Artikel VI. Auf dem Wochenmarke dürfen feilgehalten werden die von der königlichen Regierung zu Düsseldorf unterm 9. März 1848, Amtsblatt Seite 130 und 131 benannten, im nachstehend abgedruckten Verzeichnisse speciell bezeichneten Gegenstände.

Artikel VII. Andere, als diese bezeichneten Verkaufsartikel dürfen auf dem Wochenmarke unter keiner Bedingung feilgeboten werden.

Gesehen a

Düsseldorf, den 20. Octo

(L. S.)

I. Sect. III. Nro. 2655. Q.

Verzeichniß der Gegenstände

1) Erzeugnisse des Bodens, der Land- u. Forstwirtschaft, der Jagd und Fischei, welche zum Gewinne dienen

Alle eßbaren Garten-, Wald- und Feldfrüchte (frisch, getrocknet, gebacken oder eingelegt), als: Obst, Zitronen, Pomeranzen, Apfelsinen, Gemüse, Kräuter, Knollen und Wurzeln; ferner: Pilze, Beeren, Sämereien, Getreide und Hülsenfrüchte, Wehl jeder Art und alle anderen Mühlenfabrikate aus Getreide und Hülsenfrüchten, sodann Hefe, Brod, Semmel und ähnliche Backwaaren. — Kleine vierfüßige Thiere: Kalber, Schafwich, Schweine, Ziegen, Milch, Butter, Käse, Fleisch und Fleischwaaren (frisch, gesalzen und geräuchert); wilde Geflügel und Wildpret aller Art, Federvieh, Eier, Honig, Krebse, Muscheln, Fische (frisch, gesalzen, gedörrt oder geräuchert).

2) Andere Erzeugnisse der Natur und der mit dem Landbau und mit der Forstwirtschaft verbundenen gewerblichen Thätigkeit

Rohe Steine und Erden, Schiefer, Kalksteine, Trass, Kreide, Thon, Walkerde, Feuer-, Web- und Schweißsteine und Ziegel.

Ordnung

Bürgermeisterei

ausen.

Artikel VIII. Die zu Märkte gebrachten Lebensmittel müssen von gehöriger Güte und gereinigt sein. Verfälschte oder solche verdorbene Lebensmittel, deren Gebrauch der Gesundheit nachtheilig werden kann, wozu insbesondere auch unreifes Obst gerechnet wird, werden, abgesehen von der eventuellen gesetzlichen Bestrafung der Verthalter, von der Polizeibehörde confiscirt und vernichtet.

Artikel IX. Die Verkäufer dürfen sich nur geachteter richtiger Maaße und Gewichte bedienen, sofern nicht die Käufer die Waaren ungemessen und ungewogen annehmen.

Bei Aufstellung der Verkaufsgegenstände und überhaupt in der Ordnung des Marktverkehrs haben Verkäufer wie Käufer jeder Anordnung der Polizeibehörde, resp. der anwesenden Polizeiofficianten unweigerlich sich zu fügen.

Artikel X. Verkäufer und Verkäuferinnen dürfen auf dem Wochenmarkte zwar verkaufen, nicht aber vor 11 Uhr einkaufen, überhaupt nicht vor dieser Stunde ihre Verkaufsstelle verlassen, um sich in den Marktverkehr zu mischen.

Artikel XI. Uebertretungen der Vorschriften dieser Markt-Ordnung werden, sofern das Strafgesetzbuch nicht härtere Strafen vorschreibt, nach §. 187 der allgemeinen Gewerbe-Ordnung mit Geldbuße bis zu 20 Thlr. und im Unvermögensfalle mit verhältnismäßiger Gefängnißhaft bestraft.

Oberhausen, den 1. October 1862.

Der Bürgermeister,
Schwarz.

genehmigt.

er 1862.

Königliche Regierung,
Abtheilung des Innern
von Frey.

des Wochenmarkt-Verkehrs.

Gras, Heu, Viehfutter (auch Delfuchen), Stroh, Schilf, Rohr, Laub- und Nadelstreu.

Moos und Schwamm, rohe Wurzelgewächse, Stengel und Blätter, Blumen und Pflanzen, Hopfen, desgleichen Del- und Kleeaat und andere Pflanzenamen.

Sträucher, Bäume, Ruthen, Meiser, auch Beisen aus Meisern, so wie grobe Geslechte aus Holzspänen, aus Weiden, Schilf, Rohr, Bast, Stroh und dergleichen.

Flachs, Hanf, Leinengarn, Zwirn, Band und Strümpfe aus Leinen, Leinwand, Zwillich und Drillich.

Brennholz, Torf, Holz, Braun- und Steinkohlen und andere Brennmaterialien, Rohe und Lohstüchen, Harz, Theer, Fett, Kiemenöl, Kiemenrinne, Asche, Bau-, Stub- und Schirchholz, Fische, Netze, Latten, Dachpflaster, auch grobe Holzwaaren, Vögel, Bienebstücke, rohes Wachs, Schreib- und neue Bettfedern, rohes Horn, Knochen, rohe Thierfelle, Vorhän, Thierhaare und wollenes Strickgarn.

Dabei war auch die Kirmes berücksichtigt worden. Jede sollte zwei Festmarkt- und zwei Tanztage haben. Die Frühjahrskirmes war für den 3. Sonntag und Montag im April auf dem Altmarkt vorgesehen und die Herbstkirmes für den 3. Sonntag und Montag im September für den Platz an der Essener Straße geplant. Doch alle diese Pläne verschwanden bald in der Versenkung. Warum, darüber gibt der erste Verwaltungsbericht der neuen Gemeinde Auskunft im Jahre 1865:

„Die Feststellung gemeinsamer Kirmessen für die neue Gemeinde hat die Königliche Regierung abgelehnt, und in der That ist auch in dieser Beziehung durch die hier üblichen Arbeiterfeste an denen Arbeitergeber und Arbeitnehmer bei ruhender Arbeit jährlich ein paar Tage gemeinsam sich vergnügen, so wie durch das Fest des Bürger-Schützen-Vereins allen Anforderungen genügt, während für die Ortschaften Lippern und Lirich eine Kirmes immer bestand und der übrige Theil der Bürgermeisterei an derselben sich theilnimmt.“ Leider wurden diese Kirmesveranstaltungen als „bürgerliche Unruheherde“ im Jahre 1896 von der Gemeinde aufgehoben, und so lebt seither der größte Stadtteil unserer Stadt ohne ein solches Volksfest!

Über die Entwicklung des Marktbetriebes in den ersten Jahren schreibt Bürgermeister Schwarz weiter im oben angeführten Verwaltungsbericht: „Der neue Gemüsemarkt erfreut sich des lebhaftesten Verkehrs, wogegen der alte am Walzwerk gänzlich eingegangen ist. Sobald die Planirung des Marktplatzes an der Duisburger Straße vollendet ist, soll der Versuch gemacht werden, den Gemüsemarkt vom Walzwerk dorthin zu verle-

gen, wo er schon wegen der Nähe des Bahnhofes besserer Frequenz sich zu erfreuen haben wird ...

Mit der Planirung des Marktes an der Duisburger Straße (heute ehemaliger städt. Schlachthof) soll auch der früher zu Styrum bestandene, bei der Constituierung der Bürgermeisterei aber wegen Mangels an Weidetrift für das Marktvieh schon eingegangene Viehmarkt wieder ins Leben treten und wird zu diesem Behuf die Gemeinde an der Emscher eine Weide anzupachten und angemessene Prämien zu bewilligen haben. Mit dem Viehmarkt soll ein Jahrmarkt für Saatterucht und landwirthschaftliche Geräte verbunden werden.“

Dieser im Bericht genannte Viehmarkt hatte aber keine Aussicht auf einen langen Bestand. Zunächst war „die Wegeverbindung (heutige Buschhausener Straße) dorthin sehr erschwert, weil die Bahnschranke stündlich nur zwei mal geöffnet wurde und nach 6 Uhr abends überhaupt kein Fuhrwerk mehr durchließ.“ Schließlich „hob die Bahnverwaltung diesen Bahnübergang wenig später mit polizeilicher Erlaubnis einfach auf“. Es mußten nun große Umwege gefahren werden, um zum Markt zu gelangen.

Sein Ende war letztendlich durch die schnelle Industrialisierung Oberhausens vorprogrammiert. Dennoch hielt er sich mit kräftiger Unterstützung der Gemeinde und verschiedener Viehzuchtvereine aus den Nachbarorten eine Anzahl von Jahren, wie es die Rhein- und Ruhr-Zeitung vom Juli 1878 in einer Anzeige ausweist:

Mit dem Gemüsemarkt, den man vom Walzwerk dorthin verlegen wollte, war nun nicht mehr zu rechnen. Er wurde deshalb im oberen Stadtteil in der Nähe der Ma-

Fohlenschau, Prämiiirung und Verloosung des Pferdezucht-Vereins Duisburg-Mülheim Samstag den 13. Juli d. J. zu Oberhausen.

Morgens 8 Uhr: Aufstellung der Fohlen auf dem Viehmarkt.
Morgens 9 Uhr: Prämiiirung und Ankauf.
Mittags 12¹/₂ Uhr: Zug zum Hof von Holland, daselbst:
Publicitirung und Zahlung der Prämien.
Mittags 1 Uhr:

Gemeinschaftliches Mittagessen.

Convert 2 Mark 50 Pf.

Nachmittags 5 Uhr: Zahlung der Kaufgelder und Verloosung bei
Bonmann am Viehmarkt.

Es sollen 1500 Loose à 3 M. ausgegeben werden. Die Zahl der zu verloosenden Fohlen beträgt etwa 15—20, und richtet sich, wie der Gesamtwert der Fohlen, nach der Zahl der abgesetzten Loose.
Loose à 3 M. sind bei dem unterzeichneten Vorstand zu haben.

Agenten erhalten auf 10 Loose ein Freiloose.

Ihr Vertrieb ist gestattet in den Kreisen Duisburg, Essen (Stadt und Land), Mörs, Mülheim an der Ruhr und Rees.

Zu zahlreicher Betheiligung ladet ein (2287)

Der Vorstand:

von Rosenberg - Gruszczyński. D. Morian.
Th. Scholten. Kraushaar. G. v. d. Loden.
B. Cohen. A. Maas. G. Saardi. J. Bresser.
Schmidt. Bongartz. Bernsau. Schwarz.
Schulte-Ostrop. Blumenkamp.

rienkirche als Neumarkt angelegt (heute Ebertplatz am Theater), um den dortigen Marktbedürfnissen gerecht zu werden. 1875 wurde eine geänderte Marktordnung erlassen, nach der täglich ein öffentlicher Gemüse- und Lebensmittelmarkt abgehalten wurde. Danach fand der Markt Montag, Mittwoch und Freitag auf dem Altmarkt und an den anderen Tagen auf dem Neumarkt statt. Wegen mangelnder Benutzung wurde der Marktbetrieb während des Krieges 1915 dort ein-

gestellt. Im Jahre 1885 stellte die Gutehoffnungshütte einen Platz bei der Knappenschule für einen Wochenmarkt zur Verfügung. Aber auch er ging wegen schwachen Besuches bei Kriegsausbruch 1914 ein. Dem 1978 dort eingerichteten Markt auf dem Umlandplatz erging es ähnlich, auch er fand wenig Anklang in der Bevölkerung. Vom 1. Januar 1893 ab ließ die Verwaltung Marktstandgeld erheben, um „die Einnahmen zur Verbesserung und Unterhaltung der Marktplätze“

Am 10. Juli 1878
erschien diese Anzeige
in der „Rhein- und Ruhrzeitung“.

zu verwenden. Seit dem Jahre 1900 vergab sie diese Erhebung für einen Pachtzins von 6000 Mk. an einen Unternehmer bis 1904, von da ab mußte er 6500 Mk. zahlen.

Die rapide Entwicklung Oberhausens um die Jahrhundertwende zeigte sich auch in der zunehmenden Verkehrsdichte (!) auf dem Altmarkt. Der Raum wurde zu klein für das Marktgeschehen und die vielen Fuhrwerke. Also verlegte die Stadt 1910 den Handel mit Gemüse und Obst für den Zeitraum vom 1. Juli bis 1. Dezember eines jeden Jahres zum neugeschaffenen Südmarkt an der Grenzstraße. Dabei übernahm die Stadt die Standgelderhebung selbst und übergab die Regie über die Märkte der städtischen Polizei. Seit dem 1. April 1910 kassierte ein städtischer Polizist die Gelder auf dem Markt ein.

Als im Rahmen der Spartakisten-Unruhen Ende 1918 und Anfang 1919 auf verschiedenen Zechen und in Geschäften auf dem Altmarkt von Aufrührern geplündert wurde und es im Sommer 1919 auf dem Altmarkt und in seiner Nachbarschaft zu blutigen Zusammenstößen kam, wurde der Altmarkt für Wochenmärkte gesperrt. Die Verwaltung gestattete nur noch die Benutzung des Südmarktes, weil er „in einem weniger belebten Viertel“ lag.

Im Laufe der zwanziger Jahre ließ das Marktgeschehen auf dem Südmarkt außerordentlich nach und von „Markttreiben“ war längst keine Rede mehr. Er lag einfach zu weit abseits vom pulsierenden Geschäftsleben der Marktstraße in der City. Im Juni 1929 berichtete der Redakteur des „General-Anzeigers“ von einem Besuch des Südmarktes.



oder an der Marktstraße aussteigen.“

Doch wegen der wirtschaftlichen Notzeit mit ihrer lähmenden Arbeitslosigkeit und der politischen Instabilität des ganzen Staates „befürchtete die Stadt Unruhen und Putschgefahr“ und verwies auf die Jahre 1923/24. So blieb es bei der Regelung auf dem Südmarkt. Erst in den späteren 30iger Jahren kehrte das tägliche Marktleben auf den Altmarkt zurück.

Inzwischen ist der Südmarkt durch eine moderne Wohnbebauung in ein ansprechendes Stadtviertel verwandelt worden und läßt die frühere Großmarkt-atmosphäre vergessen. Diese Maßnahme lief als „Modellvorhaben Sanierungsgebiet Südmarkt“ von 1980–1986.

Altmarkt einst und jetzt.

Unter der Überschrift „Der sterbende Wochenmarkt“ schrieb er: „Mit recht gemischten Gefühlen kam ich von diesem Spaziergang zurück... Da, wo früher geschäftiges Treiben herrschte, ‚strömte‘ ab und zu ein Kunde heran, sonst langweilten sich die Händler mißmutig hinter ihren Ständen...“ Die „Ruhrwacht“ schrieb im Februar 1932 unter der Zeile „Der alte Streit um den Marktplatz“: „... bis es 1923 hieß, im Sommer findet der Markt auf dem Südmarkt statt, im Winter auf dem Altmarkt! Ergebnis: 1924 wurde er ganz zum Südmarkt verlegt!“

Als Anreiz für die Kleinhändler wurde das Standgeld um 5 Pfg. ermäßigt, doch alle lehnten ab! Sie meinten, dort paßten nur Großhändler hin mit eigenen Hallen. ... Ferner ist der Straßenbahnpreis entschieden zu teuer. Wer von Lirich, vom Norden und Osten zum Markt will, muß 5 Pfg. mehr zahlen





Das Warenangebot unter der Siegesäule ist unverändert vielschichtig. Da werden Preise verglichen, die feilgebotene Ware kritisch geprüft und auch schon mal gekostet.

Der Altmarkt blieb zur Freude der „Altstädter“ als Markt erhalten. Sie hoffen, noch recht lange unter dem Friedensengel auf der Siegesäule ihren Warenkorb füllen zu können.

Nur die Stadtplaner kämpfen wie vor 80 Jahren gegen den „Altmarkt-Verkehr“. Möge in der Zukunft eine andere Entscheidung fallen als damals, als der Markt dem Verkehr weichen mußte.

Der Sterkrader Markt

Im Verhältnis zur alten Stadt Holten ist Sterkrade mit Marktplätzen gut ausgestattet. Es besitzt in dichter Nachbarschaft drei Marktflächen, die seiner ursprünglich dörflichen Siedlungsweise zu verdanken sind. Jahrzehntlang war der Kleine Markt an der oberen Bahnhofstraße, gegenüber der heutigen GHH-Verwaltung, der Mittelpunkt des Ortes. Auf ihm trafen sich bis zum Beginn unseres Jahrhunderts Bürger und Hüttenleute, um den Markt zu besuchen, oder in der kleinen Wirtschaft Ortmann „am gemütlichen Feierabend bei langer Pfeife und einem ‚Körnchen‘ die Neuigkeiten des Tages auszutauschen.“

Dieser Kleine Markt, der erste „richtige“ Marktplatz im Dorf, verdankt seine Anlage dem ehemaligen Zisterzienserinnenkloster und der Gutehoffnungshütte zugleich. Solange das Kloster der kulturelle und vor allem der wirtschaftliche Mittelpunkt des Ortes war, benötigten die Bewohner keinen Markt. Sie waren als „Landleute“ zumeist Selbstversorger. Nachdem aber die GHH zu Beginn des 19. Jahrhunderts ihren wirtschaftlichen Aufstieg begann und viele fremde Arbeiter mit ihren Familien zuzogen, die sich nicht in allen Fällen selbst versorgen konnten, wurde ein Markt notwendig. Als man im Jahre 1809 das Kloster aufgelöst hatte, konnte man auf seine Besitzungen zurückgreifen.

Um diese Zeit wird der Platz angelegt worden sein, indem man den untersten Teich des Klosters zuschüttete und damit einen Teil davon als Marktgelände erhielt. Es war von der damaligen Hüttenstraße, der Sonderfeldschen Mühle mit dem oberen Klosterteich und von Gebäuden des alten Klosters eingeraht. Der Mühlenbach (Elpen-

bach) wurde unter ihm hergeleitet und unterquerte bei Buschen die jetzige Steinbrinkstraße.

Die ersten Nachrichten darüber finden wir in den Akten der Bürgermeisterei Holten, zu der Sterkrade einmal gehörte, aus dem Jahre 1817. Da wird in der Auflistung der Märkte für Sterkrade nur ein Jahrmarkt am 26. September aufgeführt, „wo besonders nur Kramwaren“ angeboten wurden. In der Liste des Jahres 1822 wird betont, daß „er im Dorf seit altersher stattfindet“ und daß „Pferde, Füllen, Hornvieh, Schweine und allerhand Krämer-Waren“ angeboten wurden.

Am 9. Oktober 1824 bat der Ortsvorsteher Ortmann den Holtener Bürgermeister, „die Märkte im Herbst zu versetzen, daß auf Maximilianstag am 12. Oktober Vieh- und Krehmermarkt gehalten würde, weil die Hatinger Tuchfabrikanten von Xanten nach Essen hierdurch kommen und weil zugleich der Markt in Dorsten sehr hinderlich ist ... und ebenso wünschen wir am Fronleichnamstag Kram- und am folgenden Tag Viehmarkt...“ Bürgermeister Meurs von Holten, der aber in Beeck seinen Amtssitz hatte, reichte diesen Wunsch der Sterkrader mit folgendem Schreiben an die Regierung in Düsseldorf weiter: „Da Sterkrade durch die dort vorhandene große Eisengießerey sehr in Aufnahme gekommen merklichen Verkehr erhalten hat und häufig besucht wird, so wird die Anordnung eines Krammarktes an diesem Fronleichnam-Festtag und eines Viehmarktes am folgenden Tag für die Gemeinde sowohl wie für die Nachbarschaft sehr nützlich.“

In einem weiteren Schreiben vom 26. 3. 1825 ergänzt er noch: „Nach dem Jahrmarktsverzeichnis ist

zwar die Dauer des Jahrmarkts zu Sterkrade nur auf einen Tag den 26. September bestimmt, an welchem der Haupt Markt, Vieh- und Krammarkt gehalten wird, allein schon Tage zuvor am 25. September fängt die sogenannte Kirmeß und der Krammarkt an.“

Obwohl die Gemeinde diese beiden Tage beibehalten wollte, versagte ihr die Regierung die Genehmigung. Mit Billigung des Bürgermeisters in Beeck wurden dann stillschweigend im Jahre 1829 „die beiden Herbst-Markttage vom 25. u. 26. September auf den Fronleichnamstag verlegt.“

Als der Gemeindevorsteher Lueg im Juni 1833 um die Erlaubnis bat, auf dem Markt von den Anbietern „Handgeld nehmen zu dürfen: beim Aufbau einer großen Bude 10 Sgr. und bei einer kleinen Bude 5 Sgr., ebenso bei den sich einfindenden herumziehenden Künstlern ... zur Aufbesserung der Communalcasse“, da meldete sich unerwartet die Regierung. Sie gestattete aber doch am 1. 3. 1834 nachträglich die Verlegung des Herbstmarktes in der Weise, daß „am Fronleichnamstag im Dorfe an der Kirche Krammarkt und am folgenden Freitag Viehmarkt gehalten wird“, der sonst einzugehen drohte.

Die Verschiebung der Herbstmärkte auf das Fronleichnamsfest hat sich wohl vorteilhaft für die Gemeinde Sterkrade ausgewirkt, denn die alljährlichen Märkte wurden zusehends mehr genutzt, inzwischen auch von den Schaustellern dieser Zeit.

In einem Beschwerdebrief des Vorstehers Carl Ueberfeld u. des Joh. Th. Ortmann vom Juni 1846 werden erstmals „Karousels“ in Sterkrade erwähnt, „die zwischen den Buden und der Kirche viel

Lärm machen und zukünftig zum Eichelkamp verlegt werden sollen." Damit war sicher der heutige Bereich des Großen Marktes gemeint.

Der Aufschwung des Dorfes zeigt sich ebenso in einem Antrag der Gemeinde an die Aufsichtsbehörde. Im März 1851 beantragte sie zwei weitere Viehmärkte für den 4. Montag im April und den 3. Montag im September, „weil die Eisen- und Fabrikarbeiter nicht immer die Arbeit versäumen können, wenn sie das für ihre Familien notwendige Vieh kaufen wollen und auf entfernt liegende Märkte nach Dorsten, Bottrop oder Dinslaken ziehen müssen.“ Leider wurde auch dieser Antrag abgelehnt.

Ein Verzeichnis der Bürgermeisterei Holten von 1854 macht den Umfang deutlich, den die Jahrmärkte inzwischen erreicht hatten. Es führt u. a. folgendes auf:

„3. Marktgegenstände sind:

- a) Krammarkt: Waren aller Art mit Ausnahme von Specereien, Wein, Branntwein;
- b) Viehmarkt: Rindvieh, Schweine, Pferde, Gänse, Geflügel aller Art, Fische;
- c) Flachsmarkt: Flachs- und Leinwand.

4. Auf den genannten Krammärkten können einheimische und fremde Kaufleute, Händler, Fabricanten und Handwerker ihre Waren in offenen Buden feilbieten, wenn sie ihre Steuern entrichtet haben. ... Schaukastenführer, Equilibristen, Kunstreiter, Marionetten- und Taschenspieler, sowie Errichten von Kunst- und Naturseltenheiten dürfen, wenn sie Gewerbescheine besitzen, die Märkte mit geschlossenen Buden beziehen und Eintrittsgeld nehmen oder Geld sammeln.“

Nachdem um die Mitte des ver-





Auch der Markt in Sterkrade, der seit seiner Gründung anno 1880, häufig seinen Standort wechseln mußte, hat sich behauptet.



gangenen Jahrhunderts ein zweiter Platz für das wachsende Dorf „am Eichelkamp“ hinzugewonnen wurde, verlagerte sich der Jahrmärkte aus Platzgründen dorthin. Neben mancherlei Schaustellern trat zur Fronleichnamskirmes auch ein offener Zirkus mit Hochseiltänzern auf. Und 1871 wurde gar ein großer Triumphbogen mit vier Türmen errichtet, um die siegreichen Soldaten nach dem Französischen Krieg gebührend zu empfangen.

Während in den Akten fast ausschließlich von Jahrmärkten die Rede ist, entwickelte sich der Wochenmarkt ohne großes Aufsehen langsam und stetig nebenher. Sein Marktgeschehen erweiterte sich mit dem wachsenden Bedarf der gesamten Gemeinde. Dies führte zwangsläufig zu einer spürbaren Belastung des Gemeindehaushalts, dessen Ausgeglichenheit den Gemeindeverordneten arge Nöte bereiteten. Woher sollten sie die Mittel für die Unterhaltung ihrer beiden Märkte nehmen? Sie entschieden sich für die Erhebung einer Marktgebühr, zu der sie aber die Genehmigung des Landrates einholen mußten. Das Antragsschreiben des Bürgermeisters Klinge vom 12. 1. 1879 an den Landrat Haniel in Mülheim-Ruhr zeigt den Stand der damaligen Entwicklung des Dorfes auf:

„Die Gemeinde-Vertretung der Gemeinde Sterkrade . . . , die neuer Einnahmen bedarf, um die auf allen Klassen der Einwohner, namentlich aber auf den ärmeren, von geringem Lohne lebenden Arbeitern schwer lastende Communalsteuer nach Möglichkeit zu vermindern, hat beschlossen, Marktstandsgeld von den zum Verkauf auf den Wochenmärkten gebrachten Gegenständen des Wochenmarktver-

kehrs gemäß der Verordnung vom 4. Oktober 1847 zu erheben und die Genehmigung dazu zu erbitten."

Nach der Auflistung der Gebührensätze fährt er fort: "... Sie hält diese Sätze für angemessen, weil anzuführen ist, daß der Marktplatz an der katholischen Kirche (Großer Markt) durch Ankauf einer Grundfläche zu dessen Erweiterung die Ueberwölbung eines über den Platz fließenden Baches (Reinersbach), die Anlage von gepflasterten Straßenrinnen zur Entwässerung 7200 Mk. gekostet hat und auch der zweite Marktplatz an der Apotheke (Kleiner Markt) durch seine Regulierung 1000 Mk. Kosten verursacht hat, daß außerdem aber die wöchentliche Reinigung der Marktplätze an den Markttagen jährlich 300 Mk., die Besoldung des Marktmeisters, der zugleich das Marktstandsgeld zu erheben hat, 600, die Instandhaltung der Marktstände 50 Mk. kosten wird."

Landrat Haniel erhielt es im Februar 1880 mit folgendem Begleitschreiben aus Düsseldorf zurück: "..., daß es unzulässig ist, die Marktstandsgelderhebung zu einer Einnahmequelle für die Gemeinde zu machen. ... Falls die Gemeinde die Erhebung der fraglichen Abgabe trotzdem einzuführen wünscht, wird eine entsprechende Reduktion der in Aussicht genommenen Tarifsätze vorzunehmen und nachzuweisen sein, daß die Erhebung nur als Acquivalent für erhebliche neue Aufwendungen im Interesse des Wochenmarktverkehrs darstellt."

Die „Markt-Commissions-Mitglieder“ Sprüth, Landscheid und Ortman verweisen noch einmal auf enorme Belastung der Gemeinde hin und führen den folgenden „Tarif für die Marktstandgelder der Gemeinde“ auf:

Marktliste vom 8 April 1880

Kaufmann die Königlich Preussische Regierung zu Düsseldorf
Land Verfügungen vom 4 Februar 1880 die von von Vor.
Anker der Gemeinde Marktstandsgeldern
Nütz zur Befahrung von Marktstandsgeldern für
zu fünf verschiedene wurden sind, welche die Vorzüge
abgeleitet sind, bringen die unterzeichneten
mittels. Nützlichkeit folgende von in
Nütz der Marktstandsgeldern für die Gemeinde
Marktliste in Aufstellung

1 von einem Stand, oder einem Tisch p. Cft. Nr. 0,60x	
2 von einem Zinse pro II Mark	0,10x
3 von einer Stange mit Maßen p. Cft. Nr. 0,02	
4 von einem Tisch, einem Zinse	0,05
5 von einem vierfüßigen, vierfüßigen Handwagen	0,30
6 von einem Tisch	0,10
7 von einem vierfüßigen Handwagen	0,40
8 von einem großen Barbe	0,05
9 von einem mittleren Barbe, Tisch	0,03
10 von einem kleinen Barbe, einem großen Tisch	0,02
11 von einem kleinen Barbe, einem großen Tisch, einem großen Tisch	0,02
12 von einem Pferd, einem Esel, von einem Markt Pferd	0,05
13 von einem fetten oder überfüßigen Pferd, einem Esel, einem Esel, einem Esel	0,02
14 von einem Esel, einem Esel, einem Esel von einem Esel, einem Esel	0,02



Neumarkt an der Brandenburger Straße; wird demnächst sein neues Domizil an der Bahnhofstraße finden.

Die Entwicklung des Dorfes bewegte sich steil aufwärts. Längst hatte es das alte Holten überflügelt und wurde 1886 zu einer eigenständigen Bürgermeisterei erhoben. Im Jahresbericht von 1901 teilt Bürgermeister von Trotha über die Marktverhältnisse folgendes mit:

„In der Gemeinde Sterkrade werden seit langen Jahren allwöchentlich zwei Wochenmärkte (Mittwochs und Samstags) und außerdem alle 14 Tage ein Schweinemarkt (ebenfalls Mittwochs) abgehalten. Seit dem Jahre 1892 wird nach einem ... geänderten Tarif ein Marktstandgeld auf den Wochen-

märkten (einschließlich Schweinemarkt) erhoben. Wie sehr der Besuch dieser Märkte zugenommen hat, ergibt sich aus der Steigerung des Pachtbetrages für Erhebung des Marktstandgeldes. Es wurden jährlich gezahlt:

- a) von 1892 an 1740,72 Mk.;
- b) von 1895 an 3006,00 Mk.;
- c) von 1900 an 6528,00 Mk.

Der Auftrieb der Schweine betrug im Durchschnitt der letzten Jahre 700–900 Stück. In Sterkrade findet an Fronleichnam und dem darauf folgenden Tage ein Jahrmarkt (Fronleichnamskirmes) statt. Die Beibehaltung dieses altherkömmlichen Volksfestes ist vom Gemeinderath unterm 14. November 1891 beschlossen und durch Verfügung

des Kgl. Landraths zu Ruhrort vom 25. April 1892 genehmigt worden.

Außerdem findet auf der Königshardt die Feier des Erntefestes in Form einer Kirmesfeier statt.“

Das Sterkrader Marktleben spielte sich bis in die ersten Nachkriegsjahre hinein auf der gesamten Strecke vom Großen bis zum Kleinen Markt ab. Während vor der Kirche Obst, Gemüse und andere Waren verkauft wurden, boten in der Klosterstraße die Bauern Eier, Butter, Käse, Speck u. a. Lebensmittel an. Deshalb hieß die Klosterstraße im Volksmund nur die „Schmalzgasse“. Auf dem Kleinen Markt wurde eifrig mit Schweinen und Kleinvieh gehandelt, wobei der Kauf noch mit Handschlag beschlossen wurde. Bei guten Kunden wurde der Handel oftmals mit einem „Klaren“ in der Kneipe am Markt begossen.

Erst der Neubau der im Kriege zerstörten Clemenskirche in den Jahren 1953/54 verdrängte das Marktreiben auf den zuvor angelegten Neumarkt an der Brandenburger Straße. Während der Große Markt durch die zukünftige Stadtplanung seinen Marktcharakter verlieren wird, hat sich der Kleine Markt völlig verändert. Bis zu seiner Neugestaltung in den 80iger Jahren mit verschiedenen Geschäftshäusern hat er viele Jahre ein geradezu hinterwäldlerisches Dasein gefristet. Langsam füllt er sich wieder mit Leben. Er wird sicher unter dem „Kanonendenkmal“, wie der Volksmund die wasserspeienden Röhren getauft hat, nicht mehr die beschauliche Atmosphäre entwickeln wie damals, als ihn noch das Kriegerdenkmal aus dem Dreikaiserjahr 1888 schmückte.

Warten wir's ab! Die Zukunft wird zeigen, wie die Sterkrader Bürger mit ihrem Kleinen Markt umgehen werden.

DIE CSARDAS- HORROR- MOZART- SHOW

*Kleinste Ensemble in NRW
pflegt exquisites Musiktheater*

ASTRID KNÜMANN

40 Jahre Theater Oberhausen – eine lange Zeit und doch nur ein kurzer Zeitraum in der jahrhundertelangen Geschichte der Theater der Welt. Dennoch – angesichts der immer wieder nicht gerade rosigsten Umstände, unter denen sich Theater in Oberhausen stets behaupten mußte, sind diese vierzig Jahre Dokument eines beständigen Ja zu dieser Tradition auf den Brettern, die die Welt bedeuten.

Nicht ohne Hintersinn formulierte Wilhelm Seipp, als er 1959 den Wechsel an der Theaterspitze kommentierte: „Bei aller Verwurzelung des Theatergedankens in der Bürgerschaft durch die 40jährige Theatergeschichte gibt es kaum eine selbstverständliche Sicherheit. Sie mußte und muß immer wieder neu erworben werden.“

Dies galt damals, als Dr. Christian Mettin die Leitung des Oberhausener Stadttheaters von Dr. Alfred Kruchen übernahm – dies gilt heute, da das Theater hoffentlich bald

die internen Probleme überwunden haben wird und wieder mit positiven Meldungen über gelungene Inszenierungen in den Schlagzeilen steht.

Doch zurück zum Neubeginn anno 1945:

Krieg und Zerstörung haben auch das Leben des Theaters in Oberhausen im April 1943 in Schutt und Asche gelegt. Die Tradition dieses Hauses begann eigentlich bereits im Jahre 1920 – leider wurden bei der Zerstörung des Theaters auch die Archive vernichtet. Vieles aus der Zeit der Anfänge ist unwiederbringlich verschwunden.

Schon in dieser Anfangszeit billigen Theaterkenner dem Oberhausener Haus eine enorme Energie zu. So beispielsweise Wilhelm Lange: „Überblickt man jedoch den häufigen Direktoren- und Intendantenwechsel von der Gründung des Stadttheaters bis zum Jahre 1945, also durch 25 Jahre, so muß man sich über die Lebenskraft des Theater-

gedankens in unserer Stadt wundern ... Das Theater lebte weiter, ja es lebte sogar noch, als das Haus in Trümmern lag und die totale Katastrophe am Ende des Krieges das wirtschaftliche und geistige Leben fast ganz zum Erliegen brachte.“

Am 10. September des Jahres '49 aber war es endlich soweit: Das „Neue Haus“ an der Ebertstraße wurde feierlich eingeweiht. „Die Verschwörung“ von Friedrich Schiller wurde gezeigt. Millöckers „Gasparone“ und Bizets „Carmen“ standen damals ebenso auf dem Spielplan wie im Jahre des 40jährigen Bestehens.

Ein wichtiger Förderer des Neubaus war Georg Kaessler, der damalige Oberstadtdirektor. Er setzte sich vehement für diese Investition ein. Stadtbaurat Professor Friedrich Hetzelt plante das „Neue Haus“, und unter seiner Leitung wurde das Oberhausener Stadttheater aufgebaut – es war die erste Bühne des Reviers nach dem Krieg. Moderne Technik machte einen umfangreicheren Spielplan als bisher möglich. Allein die Drehbühne ließ jetzt mehrere Spiel Ebenen zu. Für 250.000 DM entstand diese Bühneneinrichtung.

Von den insgesamt 1,5 Millionen





Nach Wiederaufbau 1949 die feierliche Eröffnung mit Schillers „Verschwörung“. Das „Neue Haus“ heute.

Mark, die der Neubau verschlang, übernahm das Land immerhin 40 Prozent. Das Spiel auf diesen vielgepriesenen und manchmal auch verhaßten Brettern konnte beginnen.

Mit über 2000 Abonnenten verbuchte das wiedererstandene Theater auch gleich einen finanziellen Erfolg.

Sechs Intendanten hat in der Zeit von 1949 bis heute das Stadttheater gesehen. Mit den Namen Paul Smolny, Dr. Alfred Kruchen, Christian Mettin, Ernst Seiltgen, Hans Schickel und Dr. Fritzdieter Gerhards verbinden sich 40 Jahre Theatergeschichte einer Stadt im Ballungsgebiet Ruhrgebiet.

Zunächst war es ein klassisches Theater, in dem die drei Sparten Oper, Operette und Schauspiel gleichermaßen gepflegt wurden. Nach vielen Strukturveränderungen ist es heute ein Musiktheater, bei dem neben der Oper und Operette das Musical und das Ballett einen festen Platz in der Spielplangestaltung haben. Erweitert wird das Repertoire durch das inzwischen auch beim Zuschauer aktuelle Kinder- und Jugendtheater (tip – theater im pott). Die Sparte des Schauspiels wird neben Produktionen aus diesem Haus durch Gastspiele auswärtiger Bühnen abgedeckt.

Im Umkreis von rund 100 Kilometern hat der Theaterfreund die Qual der Wahl zwischen 12 Bühnen, die sich der Musiksparte verschrieben haben. Oberhausen ist eines der

kleinsten und finanziell am geringsten ausgestattete Theater in Nordrhein-Westfalen.

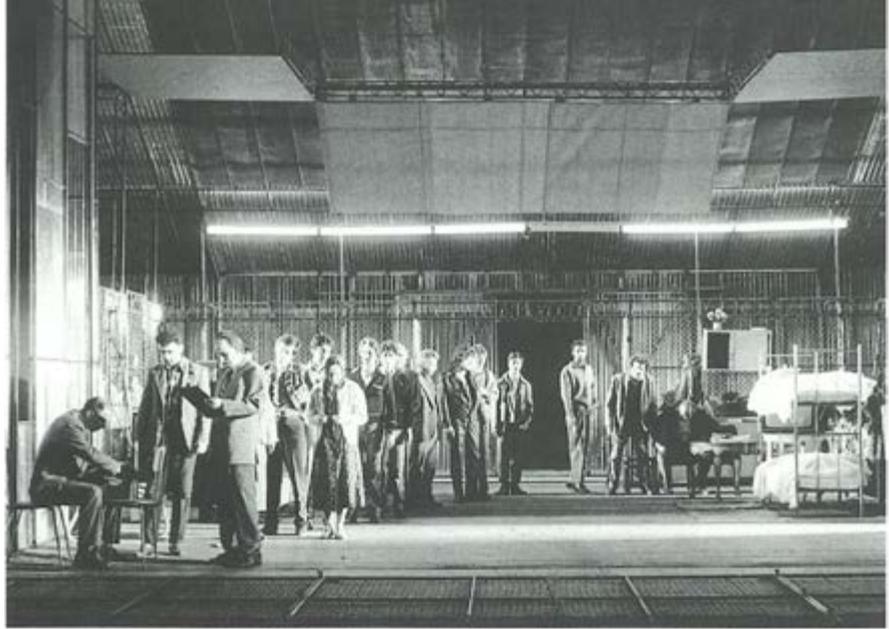
Das kleinste Ensemble muß also in seinem bescheidenen finanziellen Rahmen wirklich eigenes auf die Beine stellen, Unverwechselbares gestalten.

Dieses Bemühen kennzeichnet das Haus am Ort seit den Anfängen.

Am Beispiel der Oper zeigt sich dies. Verstanden Kruchen und Mettison Oper durchaus noch als „Große Oper“, die auch Werke von Wagner einschloß, so erwiesen sich Werke Mozarts oder die beliebten Spielopern als weitaus geeigneter für die Gegebenheiten der Bühne in Oberhausen. Neue Akzente setzte Dr. Fritzdieter Gerhards, der 1978 Intendant des Stadttheaters wurde. Einaktern und Wiederentdeckungen zu Unrecht vergessener Opern galt seine Aufmerksamkeit. Ein Beispiel: Seit der Spielzeit 1980/81 standen nahezu unbekannte Opern wie „Casanova“ von Lortzing oder „Kleider machen Leute“ von Zemlin auf dem Plan. Auch die moderne Oper kam in Oberhausen wieder zu ihrem Recht.

Die seit jeher beliebteste Spielgattung ist die Operette. Inzwischen ist das Musical als eine ebenbürtige Sparte hinzugekommen. Seit der Auflösung des Schauspiels 1973 ist das Musical im Musiktheater beheimatet.

Die wechselvollste Geschichte am Oberhausener Theater erlebte das Ballett. Es mußte stets viel Zeit für die Passagen und Einlagen bei Musical, Oper und Operette investieren, ohne selbst so recht zur Ausarbeitung eines eigenen Profils zu gelangen. Dazu fehlte halt die Zeit. Große Namen wie Wazlaw Orlikowsky und Gise Furtwängler gehören – vor allem nach drastischen



Sparmaßnahmen von 1964 – der Vergangenheit an. Erst 1978 begann die Ballettgeschichte in Oberhausen mit der „Coppelia“ wieder zaghafte Blüten zu tragen.

Das kleine Oberhausener Theater muß mit dem auskommen, was ihm zur Verfügung steht. Dramaturg Rainer Schochow: „Die Große Oper mit notwendigem Riesen-Orchester und einem Opernchor von

Die „Weber“, eine Kooperation der Theater Oberhausen, Hagen und Arkadas, Köln.

50 bis 60 Leuten ist für uns eine Nummer zu groß. Man wird auch bedenken müssen, daß das ganz aktuelle Musiktheater eines von Bosc oder Davis in Oberhausen sicherlich auf Grenzen des Angenommen-werdens stoßen wird.“ Trotz allen Mutes zum Experiment und der Maxime: „Man muß es den Leu-



Neben Operette und Musicals behält die Oper auch künftig ihren Platz auf dem Spielplan.

ten auch zumuten“ – muß auch unter ökonomischen Gesichtspunkten dem Publikumsgeschmack Rechnung getragen werden.

Und doch: Neben den gefälligen und im guten Sinne unterhaltenen Stücken hat das Theater darüberhinaus die Verpflichtung, poli-

tisch zu sein. Schochow: „Es hat die Aufgabe, auf Strömungen, Tendenzen und Veränderungen in der Gesellschaft zu reagieren.“

Nicht zufällig nahm das Theater im vergangenen Jahr gleich mehrere Stücke zur zeitgeschichtlichen Problematik des Dritten Reiches in den Spielplan auf.

In der Saison 1989/90 sind es Gerhart Hauptmanns „Weber“, die

die politische Position repräsentieren. Nicht die historisierende Darstellung rechtfertigt die Aufnahme in einen Spielplan 1990, wohl aber die in diesem Stück enthaltene Bedeutung für die Gegenwart.

Theater heute heißt auch hohe Ansprüche an Sängerinnen und Sänger: „Wir suchen nicht nur den Sänger oder die Sängerin, der/die gut singen kann, sondern wir stellen auch hohe Anforderungen an schauspielerisches Können und die Fähigkeit, gute Dialoge zu sprechen.“

Welche Zukunftspläne hat das Theater Oberhausen?

Rainer Schochow: „Zunächst natürlich einmal den Wunsch, in Sicherheit in den nächsten Jahren das kritische Theater fortzusetzen, das in den letzten Jahren unser Markenzeichen war. Wir wollen die politischen Traditionen und Tendenzen unserer Spielpläne fortsetzen, wir wollen auch mit neuen Reihen neue Aspekte von Theater beobachten und dem Publikum vorstellen. Das Schauspiel gehört dabei zu diesen Aspekten zwingend hinzu; das Theater Oberhausen kann nicht nur auf eine bedeutende Schauspielergeschichte zurückblicken, sondern hat vor allem in den Bereichen des Kinder- und Jugendtheaters auch eine überregionale wichtige Aufgabe zu erfüllen.“

Die künstlerischen Erfolge in diesem Bereich sprechen für sich und sind für uns Verpflichtung. In diesem Sinne wünschen wir uns für die nächsten Jahre ein kritisches Publikum, das unsere Arbeit mit Wohlwollen und Freude, aber auch mit kritischer Distanz beobachtet und uns nicht nur blind bestätigt, sondern auch den Weg der gesellschaftlichen Bestandsaufnahme mit uns gemeinsam geht.“

M...UND DEN MENSCHEN EIN WOHLGEFALLEN

*Alle Jahre wieder laden
Kirchenkrippen zur
weihnachtlichen Andacht*

LILLY KRÖGER

Alle Jahre wieder stehen in den Kirchen, in Besucherzonen der Krankenhäuser, in Wohnungen und auf Weihnachtsmärkten Krippen, die von der Botschaft des Evangeliums der Geburt Christi künden. Der Eintritt Jesu in die Geschichte vor 2000 Jahren hat die Welt verändert. Die Weihnachtsbotschaft hat in den Kunstwerken der Jahrhunderte, auch in den Krippen, ihren Platz gefunden.

Frühe Wiedergaben der biblischen Begebenheit in Bethlehem zeigen das Kind in der Krippe, in Windeln gewickelt, Ochs und Esel an seiner Seite. Erst nach dem Konzil von Ephesus (431 n. Chr.) erhielten die Mutter Jesu, Maria, und ihr Bräutigam Joseph einen Platz an der Krippe. Seitdem steht die „Heilige Familie“ im Mittelpunkt des weihnachtlichen Geschehens. Engel, die Hirten auf dem Felde und vom Dreikönigstag an die „Heiligen Drei Könige“ vervollständigen

bis auf den heutigen Tag die Krippenszene.

Ursprünglich waren Krippen, Krippen- und Mysterienspiele um das Ereignis von Weihnachten vorwiegend im Raum südlich der Alpen bekannt. Dem Jesuitenorden verdankt die christliche Welt die Verbreitung des Krippengedankens in allen Ländern der Erde. Die Krippenfiguren sind sehr oft den unterschiedlichen Rassen und der Kleidung der Völker angepaßt. Krippen dokumentieren so die weltweite Bedeutung der christlichen Verkündigung für alle Menschen, „die guten Willens sind“. Die bittere Armut im Stall von Bethlehem und als Gegensatz dazu die Freude des Weihnachtsevangeliums: „Fürchtet Euch nicht, ich verkünde Euch eine große Freude, denn heute ist in der Stadt Davids





Die Krippe der Pfarrkirche St. Marien in Oberhausen wurde 1939/40 von der Krippenkünstlerin Johanna Lamers-Vordermeyer geschaffen (linke Seite).

Die 6 beweglichen Figuren der Krippe der Pfarrgemeinde St. Antonius in Oberhausen-Alstaden sind 1955 von einem jungen Künstler handgeschnitzt worden (oben).

1968 wurde die Krippe in der Pfarrgemeinde Herz Jesu in Oberhausen-Sterkrade von der Kölner Künstlerin Lita Mertens geschaffen (unten).

der Heiland geboren“, wird durch die Krippen den Menschen „alle Jahre wieder“ in Erinnerung gerufen. Krippen sind aus der Weihnachtszeit nicht wegzudenken; sie sind weltweit auch ein ökumenisches Zeichen.

In der Weihnachtszeit – in der Regel von Heiligabend bis nach dem Dreikönigstag oder in Ausnahmen vom Fest „Maria Verkündigung“ bis „Maria-Lichtmeß“ stehen in fast allen christlichen Gemeinden unserer Stadt Weihnachtskrippen. In den 29 katholischen Kirchen sind sie alljährlich an bestimmten Plätzen aufgebaut. Ihre große Anzahl, davon viele mit künstlerischem Wert, läßt es leider nicht zu, alle vorhandenen Kirchenkrippen in diesem Beitrag vorzustellen. Exemplarisch aber werden hier die Krippen von St. Marien-Oberhausen, St. Antonius-Alstaden und von der Pfarrgemeinde Herz Jesu-Sterkrade mit Fotos und Beschreibungen genannt. Die Oberhausener Krippenlandschaft besteht durch ihre Vielfältigkeit in der Gestaltung der Herberge, der Krippenfiguren und mit ihrem Umfeld, das liebevoll und mit vielen unterschiedlichen Ideen erstellt worden ist. Unter den zahlreichen Oberhausener Weihnachtskrippen befinden sich auch Exemplare der Oberammergauer Schnitzkunst.



COLOR PROFIS

*Oberhausener Lackfabrik
entwickelt Produkte der Zukunft*

KLAUS FELDKELLER

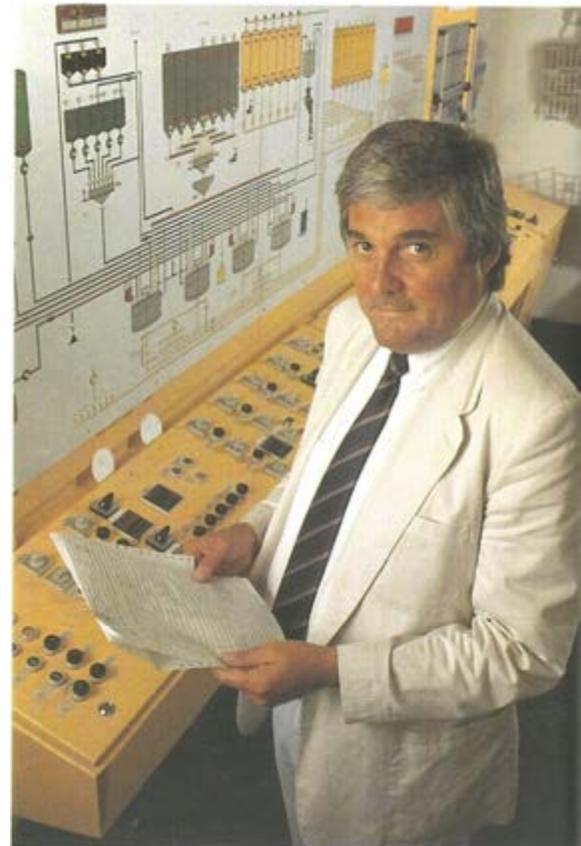
„Ich habe immer noch den Ehrgeiz, der größte Steuerzahler eines mittelständischen Betriebes der Stadt zu werden“: Bei seinem Gesprächspartner hinterläßt Tim Wiegand nicht den leisesten Verdacht an der ungestillten Schubkraft eines Vollblut-Unternehmers, der auch über die alljährliche betriebswirtschaftliche Kosten-Nutzen-Rechnung hinaus Zukunft bilanziert sehen möchte: Vorgestern Malereibedarf, gestern bunte Farbenpalette, heute Computerlacke und morgen? „Unternehmer zu sein, bedeutet einfach mehr, als den eigenen Betrieb verantwortlich zu leiten“, bringt es der Mittvierziger auf seinen Nenner, der neben dem Streben nach Gewinnmaximierung auch als Zähler die Rahmenbedingungen selbständiger Tätigkeit seiner Firma „contilack“ durchaus kalkuliert. Wiegands unternehmerischer Blick in die nähere Zukunft weiß auch um die Relevanz einer öffentlichen

Darstellung: Als Vertreter für den kommenden lokalen Rundfunk Mülheim/Oberhausen will Wiegand Erfahrungen einbringen, die er mit einer auch außerhalb der Stahl- und Kohlereion beachteten Kampagne startete: „Gewinnen Sie ein Oberhausen-Erlebnis-Wochenende“ zeichnete sich als eigenständiger Beitrag zur Wirtschaftsförderung der seinerzeit arg gebeutelten Stadt vor der „Stunde Null“ mit Schlagzeilen um das „Filetstück Thyssen-Areal“ und „World Tourist Centre“ aus: „Viel zu sehr steckte noch das Bild von Rheinhausen in den Köpfen der Menschen außerhalb des Reviers. Ich hatte vor zwei Jahren beschlossen, etwas dagegen zu tun.“ Eine große Programm-Zeitschrift druckte eine Anzeige ab, die unter dem Motto „Sie können ganz schön etwas erleben ...“ in Oberhausen auf große Resonanz stieß: Aus dem gesamten Bundesgebiet schickten 8.000 Einsender ihren Antwort-Coupon zu Lösungsfra-

gen, die pointiert den positiven Charakter der Stadt herausstellten.

Professionelles Unternehmertum wurde Wiegand sicherlich auch in die Wiege gelegt, aber zugleich als eine Tradition, die verpflichtet: Großvater Friedrich Wilhelm Wiegand sorgte am Anfang des Jahrhunderts mit einem Tapeten- und Farbengeschäft sozusagen für die „Grundierung“ des Familienbetriebes, der von 1940–1972 durch Dr. Willy Wiegand den ersten Anstrich als „Continental Lack- und Farbenwerke“ erhielt. Farbige auch die siebziger Jahre in der Entwicklung des Betriebes: Unter der Geschäftsführung von Dr. Hans Höfmann und Tim Wiegand entwickel-

Der Boß des Unternehmens, Tim Wiegand.





chen Lebensgrundlagen bestimmt wird.

Umweltbewußtsein war gerade durch die „Grünen“ auch politisch salonfähig geworden, als sich 1982 der Umzug des Farben-Betriebes „Contilack“ von der Styrumer Straße zur Feldstraße in das Buschhausener Gewerbegebiet vollzog. Vor acht Jahren hatte die Geschäftsführung Wiegand und Dr. Hans Höfmann die „Zeichen der Zeit“ erkannt, als es galt, die 1905 zunächst als Farben-Geschäft gegründete Produktionsfirma aus einem Wohngebiet im Herzen der Stadt, wo heute ein Park und eine Stein-Skulptur zu finden sind, „auszula-

Rührwerk zur feinsten Farbton-Nuancierung.

Besucher einen Tennisschläger, der durch Handberührung von Rot auf Schwarz wechselt: Ein PR-Gag? Mitnichten: Sozusagen als Warnfarbe im Lebensmittel-Bereich könnte diese Technologie ihre Anwendung finden: Ist die Kühlkette beim Transport so leicht verderblicher Waren wie Fisch einmal unterbrochen, zeigt die Farbe auf der Verpackung dem Hersteller wie dem Verbraucher an, daß vor dem Verzehr gewarnt wird. Aber bislang hat noch kein Anwender „Farbe bekannt“ und die eigentlich sinnvolle Erfindung umgesetzt.

Da war aber schon ein Scheich, der sich seinen Porsche mit dieser Farbe bestreichen ließ, um Fußgänger in der Wüste auf sich aufmerksam zu machen. Scherz beiseite:



te sich contilack auch über die Grenzen der Stadt hinaus zu einem bedeutenden Industrie-Unternehmen. Seit fast vier Jahren nun führt Tim Wiegand alleine die Geschicke in dem Betrieb eines Segments, das immer stärker von Rahmenbedingungen eines sensiblen Marktes mit spezifischer Angebotspalette und Diskussionen über die Ressourcen der natürli-

gern“. Aber auch rein betriebswirtschaftliche Gründe waren für den „Tapetenwechsel“ verantwortlich, um der Produktion seinerzeit einen „neuen Anstrich“ zu verleihen, die nicht ausschließlich auf ein Standardprogramm mit Dispersionsfarben und Lacken ausgerichtet sein konnte.

Und heute? Stichwort „Farbumschlaglack“: Wiegand zeigt dem

Wichtiger wäre es sicherlich, so Wiegand, Verkehrsschilder für den Winter-Einsatz auszurüsten, die beim Temperaturwechsel zum Beispiel „Vorsicht Glatteis“ signalisieren könnten.

Ein wachsendes Standbein ist neben den Baufarben der Industrielack, der in der Computerbranche, bei Leuchten-Herstellern und auch in der Fahrrad-Industrie zu 75 Pro-

zent seine Abnehmer findet. Aber immer wieder der Umwelt-Gedanke: Von den 130 Beschäftigten des Betriebes in Buschhausen arbeitet ein Ingenieur als Umweltschutzbeauftragter zusammen drei Mitarbeitern daran, um „auch für mehr Umweltschutz im Kopf der Mitarbeiter zu sorgen“.

Mit Stolz nennt Wiegand konkrete Zahlen: „Die Gesamt-Investitionen für den Betrieb, der weiter wächst, belaufen sich derzeit auf 10 Millionen DM: 5 Millionen für ein



Forschung und Umweltschutz haben ihren Ursprung im Werks-Labor.

neues Zentrallager und 5 Millionen für umweltrelevante Techniken wie etwa ein Löschwasser-Rückhaltebecken. Darüber hinaus findet die sogenannte Gaspending bei der Anlieferung der Stoffe in Tankwagen ihre Anwendung.“

In dem hoch technisierten und automatisierten Betrieb kommt eine besondere Bedeutung dem eigenen Labor zu, in dem fast 35 Prozent der Mitarbeiter in Forschung und Entwicklung tätig sind, und der „Blaue Engel“ für nicht unerheblich wenig Erzeugnisse der

Produkt-Palette eine beliebte Umwelt-Auszeichnung darstellt.

Auch der Ausbildung schenkt der Unternehmer sein besonderes Interesse: 10 Prozent der Mitarbeiter sind in der Ausbildung, und „dieser Sektor in dem Betrieb hat Bedarf: Auszubildende als Chemikanten sind wieder gefragt“. Kein Zweifel: Wiegand ist aber auch bewußt und gerne Standesvertreter: Schatzmeister im Unternehmer-Verband in Duisburg sowie Vorstandsmitglied des Arbeitgeberverbandes Chemie in Essen. Und auch noch zusätzlich Schöffe am Arbeitsgericht.

Workaholic? Nein, der zweifache Familienvater weiß um die zeitlichen Beanspruchungen seiner Profession, die er aus Passion ausübt, findet aber immer wieder Abstand von einem Arbeitstag, der „sicher mehr als zehn Stunden hat“ und viele Wochenenden ohne Frei-Zeit im wahrsten Sinne des Wortes kennt: „Aber ich mache das ja freiwillig und gern“, bekennt Wiegand freimütig, der sich mit dem Kohlepott identifiziert und keineswegs mit aufgesetztem Brustton der Überzeugung über sich sagt: „Ich bin ein Kind des Reviers.“

Provinzialismus ist ihm dabei völlig fremd, allzu gerne wünschte er den Verantwortlichen in Rat und Verwaltung einmal eine Reise in das ferne Japan finanziert, um sich „vor Ort“ ein Bild über „waschechtes Unternehmertum und Wirtschafts-Management“ machen zu können.

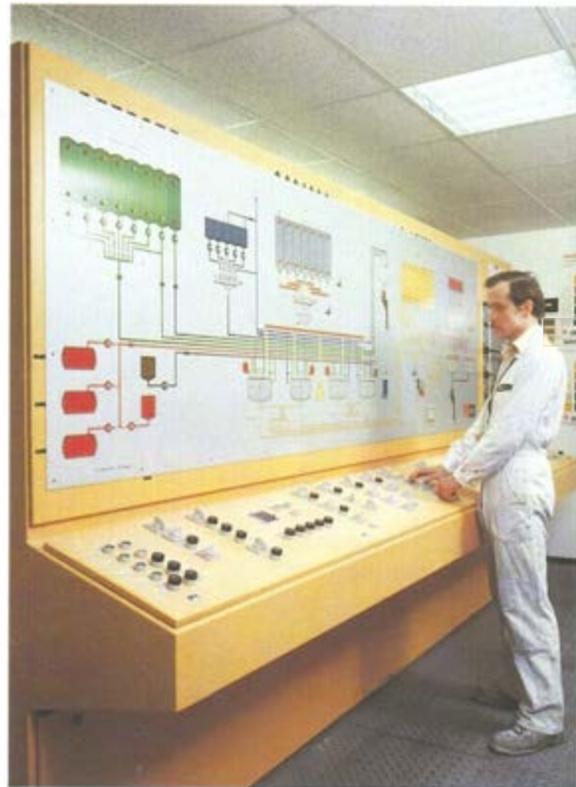
Und was für ihn als mittelständischer Wirtschafts-Lenker das Schlimmste ist: Oberhausen verfüge nicht einmal über eine Selbstdarstellung in Broschüren-Form als Wirtschafts-Standort von Format und rechtem Zukunfts-Zuschnitt: „Da würde ich gerne Hilfestellung leisten, um hier etwas konkret zu

verändern.“ Vor allem sieht Wiegand die Gefahr heraufziehen, daß die Stadt nach der überregionalen Aufwertung durch die „World Tourist Centre“-Diskussion wieder in der Versenkung verschwinden könnte. Wiegands ureigenes Patent-Rezept dazu:

Ansiedlungspatenschaften für Mittelständler von außerhalb, die er zusammen mit einem Wirtschafts-Magazin als Werbe-Aktion durchführen wollte.

Den eigentlichen Coup seiner eigenen unternehmerischen Tätigkeit mochte Wiegand dem Jahrbuch-Mitarbeiter aber dann doch nicht verraten: Im April 90 wird eine neue Umwelt-Technologie angemeldet, die bahnbrechend sei und ihresgleichen suche ...

Steueranlage für die Dispersionsfarben-Fertigung.



Vor sechs Jahren wurde der erste Band der Jahrbuch-Reihe „Oberhausen“ vorgelegt.

Das Ziel, welches sich die Herausgeber seinerzeit gesetzt haben, unsere Stadt aus den verschiedenen Blickwinkeln darzustellen, Entwicklungen und Ereignisse aufzuzeigen und so eine Art „Oberhausener Archiv“ zu schaffen, ist auch in dieser siebten Auflage konsequent weiterverfolgt worden.



Elsa-Brändström-Straße



Plitt-Verlag, Oberhausen